

Jahresband/2022

endlICH leben

DAS MITTEILUNGSBLATT DER SENIORENASTORAL

IMPULS

AUS DER THEORIE

Profile des Alter(n)s: Fragen an

*Dr. Gabriele Schleuning, Hansgeorg Schepping und
Rita Demberger*

Wirksamkeit, die aus der Taufe lebt

Dr. Katharina D. Oppel

Ethik der Sorge in der Altenhilfe.

Dr. Maria Kotulek

AUS DER PRAXIS

Auf dem Weg nach 2030

Gerhard Wachinger

In-Verbindung-bleiben:

„Der Mensch lebt nicht nur von Brot“ (LK 4,4c)

Brot und Glauben teilen

Adelheid Widmann



ERZBISCHÖFLICHES ORDINARIAT
MÜNCHEN

endl ICH leben – Ausgabe Jahresband/2022 (10. Jahrgang)

5 IMPULS

7 AUS DER THEORIE

Profile des Alter(n)s:

Fragen an Dr. Gabriele Schleuning

15 Fragen an Hansgeorg Schepping

19 Fragen an Rita Demberger

22 Wirksamkeit, die aus der Taufe lebt – eine unverhoffte Begegnung mit Madeleine Delbrêl

27 Ethik der Sorge in der Altenhilfe. Annäherungen.

37 Wie ist es, ein Mensch mit fortgeschrittener Demenz zu sein? – Entdeckungen von Präsenz beim Blick über den eigenen Tellerrand

45 Ubuntu: Ich bin ein Mensch durch andere Menschen – Südafrikanische Ergänzungen zur präsentischen Herangehensweise von Andries Baart

54 AUS DER PRAXIS

Auf dem Weg nach 2030. Arbeit an der neu errichteten Leitungsstelle in der Seniorenpastoral in den Münchener Dekanaten Feldmoching, Freimann und Nymphenburg. Gedanken und Erfahrungen

56 DemenzGuide – Die App für Angehörige

58 Frauen im Neuen Testament

61 In Verbindung bleiben: „Der Mensch lebt nicht nur von Brot“ (LK 4,4c)
Brot und Glauben teilen

65 Adventfeier – Geschenke

73 Gedanken zu Lichtmess



JUBILÄUMS-VORWORT ZUM 10. JAHRGANG

Als im Februar 2013 der erste Jahrgang des Mitteilungsblatts „endlich leben“ der Seniorenpastoral erschien, waren die Transformationsprozesse, denen sich die Erzdiözese München und Freising und damit auch die Abteilung Seniorenpastoral stellen muss, noch nicht annähernd so scharf akzentuiert, wie sie es heute sind.

Manches aber scheint sich nicht sehr verändert zu haben, beginnt doch das Vorwort der Ausgabe 1/2013 mit dem Satz: „Jetzt haben die im Ordinariat gänzlich den Verstand verloren, denken Sie sich vielleicht, wenn Sie ...“. Vermutlich reiben sich auch heute einige verduzt die Augen und denken ähnliches, wenn sie hören, dass sich die Diözese derzeit mit Wirkungsorientierung beschäftigt.

Dabei ist Wirkung ein Thema, das man beim Blick in die Bibel an vielen Stellen beleuchten und vertiefen kann. Aus Sicht der Seniorenpastoral sind z.B. die Früchte, an denen man uns erkennen soll, so zu beschreiben: Seelsorgende der Abteilung Seniorenpastoral begleiten Menschen, in dem sie sich „hörend“ auf das Gegenüber einlassen, mit ihm mitgehen, mitsuchen und, wenn der Kairos geben ist, das Leben auf der Folie der Heilsgeschichte deuten. Als Leser:innen des Mitteilungsblatts erkennen Sie darin den diakonisch mystagogischen Seelsorgeansatz, das Herzstück unseres Konzepts. Niedergelegt ist es im Orientierungsrahmen der Abteilung, der nicht nur Struktur, Standards und Prozesse beschreibt, sondern auch, und das ist wesentlich, die pastoraltheologische und biblische Fundierung skizziert.

Einerseits muss sich professionelle Seelsorge, die qualitativ sein will, der Überprüfung, auch auf ihre Wirkung hin, stellen. Andererseits muss im Blick bleiben, dass der letzte Schritt des diakonisch-mystagogischen Seelsorgeansatzes, das Mitdeuten, der Ort des Mysteriums ist. Der Ort an dem sich Gott selbst offenbart in seiner überströmenden Liebe (Dei Verbum, Nr.2). Dieses Momentum, dieser letzte Schritt, ist nicht messbar und evaluierbar.

Seniorenpastoral braucht, wenn sie Menschen künftig begleiten will, mehr denn je Qualität. Eine professionelle und professionell verantwortete Seniorenpastoral braucht das Ringen um die theoretische Grundlegung und den Anspruch, die pastorale Praxis zu

reflektieren. Aus diesem Diskurs zwischen Praxis und Theorie ergibt sich die Weiterentwicklung und Fortschreibung unseres Konzepts. Ein Ort, an dem dieser Diskurs stattfindet, ist nun bereits im 10. Jahrgang das Mitteilungsblatt. Von Beginn an eine Publikation, die beides zum Thema hat, Theorie und Praxis der Seniorenpastoral. Deshalb ist hier die geeignete Gelegenheit, um Danke zu sagen: Ihnen den Leser:innen für die Resonanzen und den Autor:innen dafür, dass sie mit ihren Beiträgen aus Theorie und Praxis Auseinandersetzung und Entwicklung befördern. Ein besonderer Dank gilt der Schriftleitung, Dr. Maria Kotulek, die das Mitteilungsblatt konzipiert und zu diesem lebendigen Ort der Auseinandersetzung gemacht hat.

Adelheid Widmann

JAHRESTHEMA: Profile des Alter(n)s

Zu unserem zehnjährigen Jubiläum wollten wir Senior:innen zu Wort kommen lassen. So finden Sie in diesem Jahr in jeder Ausgabe ein Interview, das wir mit einer Seniorin oder einem Senior geführt haben.

Profile des Alter(n)s: Fragen an Dr. Gabriele Schleuning (ehem. Chefärztin)

Die wichtigsten Stationen meines (Berufs-) Lebens

Die mir in die Wiege gelegte Neigung zu geographischen, persönlichen gesellschaftlichen und kulturellen Grenzgebieten schlägt sich früh in meinem Denken, Fühlen und Tun nieder.

Als Schülerin lote ich aus, wie weit mein Drang zur Selbstbestimmung reicht, taste Randzonen des Erlaubten ab, suche die Verbindung zu Menschen, die anders sind.

Die Jahre des Medizinstudiums an der LMU München nutze ich für politisches Engagement, Jobs, die mir Geld und Erfahrungen abseits des „Üblichen“ bringen, Erkunden alternativer Lebensformen, Low-Budget-Ausschwärmen in ferne Länder und Kulturen.

Mein Berufswunsch hat sich längst gefestigt.

Mit 26 Jahren beginne ich meine Facharztausbildung zur Psychiaterin im damals noch sehr von menschenunwürdigen Verhältnissen geprägtem Bezirkskrankenhaus Haar bei München.



Foto: privat

AUS DER THEORIE

Ausbildungszeiten in Italien und Frankreich, wo ich gänzlich andere, soziale und respektvolle Formen des Umgangs mit seelisch erkrankten Menschen kennenlerne, festigen meinen Willen, mich beharrlich für Ähnliches in München einzusetzen.

An meinem 40. Geburtstag wird mir die chefärztliche Verantwortung für das Atriumhaus, das erste psychiatrische Krisenzentrum im Stadtgebiet München, übertragen. Offen, wohnortnah, so ambulant wie möglich, auf Augenhöhe mit den Betroffenen – das sind die Leitmotive.

Die allseitige Anerkennung lohnen die Mühe, die es heißt, ein gänzlich neues Konzept zu etablieren und gleichzeitig, gemeinsam mit einem beruflich ebenfalls stark eingebundenen Partner zwei lebhaft, anspruchsvolle Mädchen großzuziehen.

Anstrengende Jahre, ein ständiger Balanceakt zwischen den konkurrierenden Bedürfnissen von Beruf, persönlichem Interesse und Familie.

Nachdem das Atriumhaus soweit etabliert ist beginnt die Arbeit an einem Rund-um-die-Uhr-Krisendienst, der auch mobil ist – die Geburtsstunde des heutigen oberbayernweiten Krisendienstes Psychiatrie.

Der Aufbau einer regionalen psychiatrischen Vollversorgungsklinik in Fürstfeldbruck, deren innovatives Konzept die Erfahrungen des Atriumhauses nutzt, geht fast wie von selbst.

Und jetzt im Ruhestand?

Ich genieße den Wegfall der Routinen und Pflichtaufgaben einer Chefärztin und bleibe doch meinem Lebensthema treu: den seelischen Ausnahmezuständen und dem verrückten In-der-Welt-Sein. In Lesungen, Vorträgen, Seminaren über Krisen und Krisenhilfe, über Resilienz und Reifung gebe ich meinen primär fachlich-psychiatrischen Erfahrungsschatz weiter. Das ist mir vertraut. Das fällt mir nicht schwer. Wie sehr aber fühle ich mich heute am Puls meines „Themas“ wenn ich eintauche in die irrationalen

Phänomene des Verrückten, da wo sie nicht den Stempel des Kranken tragen, eher in Kultur und Subkultur, manchmal auch in spirituellen Kontexten ihre faszinierenden Blüten treiben.

Da entstehen Vorträge über genial-verrückte Menschen, die ich mag. Da knüpfe ich an, wo vor langer Zeit mein Weg hin zur Psychiaterin begann. Im Alltag berate ich Menschen aus dem persönlichen Umfeld, die vorübergehend ihr inneres Gleichgewicht verloren haben. Im Privaten hole ich für meine Töchter und deren Kinder ein Stück davon nach, was ich als berufstätig engagierte Mutter nicht leisten konnte.

Wie aus meiner heutigen Sicht Leben gelingen kann

Unabhängigkeit. Selbstbestimmung. Selbstverantwortung. Ausdauer. Mut. Entscheidungskraft. Umsicht und Weitblick bei allem „Hier und Jetzt“. An mich glauben. Meiner eigenen Intuition trauen. Das In-mich-Hineinhören üben. Mir auf die Spur kommen. Mich selbst verstehen lernen.

Dem eigenen Ich auf die Spur kommen, immer wieder ertasten, erspüren und auch erarbeiten: Wer bin ich? Was macht mich aus? Für welche Werte stehe ich? Was will ich und was auf gar keinen Fall? Gibt es für mich einen Auftrag in der Welt und welcher kann es sein? – ein nie endender, fraglos oft steiniger Weg, ohne den zu gehen ich mir gelingendes Leben nicht vorstellen kann.

Als in den 2000er Jahren betriebswirtschaftliches Denken Einzug in meinem ärztlich-beruflichen Alltag nahm, lernte ich den so genannten PDCA-Zyklus kennen. Was das bedeutet? Wörtlich genommen heißt es: plan-do-check-act, also: plane etwas, setze es um, überprüfe, dann reagiere und passe wenn nötig an. WOW!!!, dachte ich nach erstem Fremdeln – das ist ja wie im wirklichen Leben.

AUS DER THEORIE

Und ich erinnere mich an Experimente mit Mitte 20. Will ich wirklich Psychiaterin werden? Wäre das Leben einer Schauspielerin nicht extravaganter? Ich nehme Schauspielunterricht, beobachte als Komparsin beim Film das mir so verführerisch scheinende Geschehen aus der Nähe. Ich hatte also einen (Alternativ-)plan (plan), begann ihn umzusetzen (do). Bald wurde mir deutlich: Bei aller anhaltenden Faszination – es fehlt mir die Leichtigkeit und das Spielerische und außerdem brauche ich festen Boden unter den Füßen

(control). Also reagiere ich (act), bleibe dem Film weiter als begeisterte Zuschauerin treu, aber schlage den Weg zur Psychiaterin ein.

Was also braucht es, dass Leben gelingen kann?

In jeder Lebensphase gibt es Zeiten der Unruhe, des Fragens, der unsicheren Orientierung. Das kann das Eingehen oder Auflösen einer Beziehung betreffen, den Wunsch nach Familie, Partnerschaft, Kindern, die Entscheidung für eine Ausbildung oder eine Stelle, den Wohnort, die Lebensform, die Entscheidung mir helfen zu lassen, letztlich das Ja (oder auch das Nein) zum Leben.

Ich stehe an einer Weggabelung. Es gibt Gründe dafür, die eine Richtung einzuschlagen und Gründe für die andere. Beides geht nicht. Eine Entscheidung steht an. Ich spüre Verunsicherung. Ich muss auf etwas verzichten, um etwas Anderes zu gewinnen. Wird der eingeschlagene Weg passen? Werde ich, wenn es nicht passt vorsichtig korrigieren können?

Manchmal geht das, manchmal nicht. Ich brauche Mut, Entscheidungskraft, Selbstvertrauen, oft auch Ausdauer, statt vorschnelle Richtungsänderung.

Ich übernehme Verantwortung.

Das kann ich umso besser je mehr ich ein Bewusstsein und Gefühl dafür habe wer ich bin (Selbstbewusstsein) und spüre, dass ich meiner Urteilskraft und meine Intuition trauen und folgen kann.

In der Rückschau auf mein eigenes Leben wird Selbstverantwortung für mich zum Schlüsselbegriff. Dann braucht es kein Hin- und Herschieben von Schuld, dann tappe ich nicht in die Falle vielfältiger Abhängigkeiten, seien sie materieller, emotionale oder sonstige Art, dann lässt die Angst nach und die Beweglichkeit und Leichtigkeit nehmen zu.

Woraus ich in schwierigen Situationen Kraft schöpfen konnte

Auszeit. Freunde. Natur. Verbundenheit

Phasen des Taumelns, des Haderns, des Zweifelns, der Überforderung und des Gleichgewichtsverlustes bleiben auch im Leben einer Psychiaterin nicht aus. Ich kenne solche Zeiten.

Was tun wenn alle gewohnten Bewältigungsstrategien versagen. Wenn ich glaube, die Berge, die sich von mir auftürmen nicht aus eigener Kraft überwinden zu können. Wenn Fronten verhärtet sind und ich mich Mauern gegenüber sehe an denen ich nur zerschellen kann.

Ich versuche in die Ruhe zu gehen, in die Stille zu gehen, loszulassen, aus der Situation nicht nur einen, sondern drei, vier, fünf Schritte heraus zu treten.

Auszeiten können das mehrwöchige Pilgern auf dem Jakobsweg sein, das Retreat in einem indischen Ashram, die Behandlung in einer Ayurveda-Klinik, das schweigende Wandern durch die Wüste Sahara. Wenn die Verwirrung groß ist kann es das brauchen. So war es bei mir. Weil ich immer wieder (zu) lange meinte, unbedingt durchhalten zu müssen, weil ich die letztlich irrende und verblendete Angst hatte, dass es ohne mich nicht geht, weil ich krampfhaft versuchte weiterzumachen wie bisher und dabei immer mehr den Kontakt zu mir selbst verlor.

AUS DER THEORIE

Ich brauchte einen deutlichen Abstand, ein Herausgehen aus allen Verpflichtungen und Routinen, ein Umkrempeln des Tagesablaufs.

Ich stehe vor Sonnenaufgang auf und gehe mit den Hühnern schlafen.

Ich spreche, lese und esse wenig, bewege mich mehr als sonst, verzichte auf Ablenkung und Genuss .

Die sanften Anstöße, die mir gegeben werden lasse ich auf mich wirken, ohne Druck. Wieder zuhause spüre ich eine Veränderung und allmählich kommen die Lebensgeister zurück.

Bei weitem nicht immer braucht es so deutliche Einschnitte. Oft genügt ein Wechsel der Perspektive durch eine andere Person, die mir freundlich gesonnen und zugewandt ist. Eine Freundin, eine Vertraute, eine Therapeutin, eine Seelsorgerin, die mich wahrnimmt in meiner Labilität, die meine Krise sieht, sie mir mit ihren Worten schildert, die nachfragt und Anteil nimmt, mich zu einem Spaziergang oder einem Kinobesuch ermuntert, mir Beistand anbietet, so unbeholfen dieser auf den ersten Blick scheinen mag.

Immer, wirklich immer seit Kindheitstagen schon konnte ich Kraft schöpfen in der Natur. Ich lege mich auf eine Almwiese oder, wenn die nicht da ist, tut es auch der nördliche Teil im Englischen Garten, schau in den Himmel, nehme die Geräusche um mich wahr, lass meine Tränen fließen und fühle, fühle ganz stark eine Verbundenheit. Die Frage womit zählt nicht.

Wenn es mir draußen zu kalt, zu windig oder zu unfreundlich ist mache ich es mir in meinen vier Wänden gemütlich und höre, je nachdem an welche Zeit ich mich erinnere Hildegard Knef, Cat Stevens, Paolo Conte oder die Matthäuspassion. Die Musik verbindet meine Gefühle mit denen von anderen.

Gesellschaft und Gemeinschaft tun gut. Vorübergehend wenigstens trägt das mich.

Was ich Seelsorgenden mitgeben will, die Seniorinnen begleiten und Senioren, die auf ihr Leben zurückschauen

Suchen Sie Bilder, mit denen Sie das Leben vergleichen.

Einen prallgefüllten Rucksack vielleicht. Viele Schätze von zeitlosem Wert und immer noch schön, sind in ihm enthalten. Augenblicke des Liebesglücks, Höhepunkte im Berufs- oder Familienleben, Zeitspannen der Erfüllung, Erkenntnisse, Wissen, Erfahrungen und auch Etappen der Ruhe nach stürmischen Zeiten. Da findet sich aber auch Geröll, das nur an Last und Belastung erinnert und dessen Wert bis heute kaum zu erkennen ist. Kränkungen. Verletzungen. Krankheit. Verluste. Schmerz. Scham.

Öffnen Sie den Rucksack und nehmen Sie den Inhalt mit einem Blick der Versöhnung in Augenschein. Vieles von dem was sich angesammelt hat, brauchen sie nicht mehr. Entledigen Sie sich dessen was überflüssig ist. Beginnen Sie mit Umsicht, das eine oder andere weiter zu geben und zu verteilen an Menschen, die es in ihrer jetzigen Lebensphase gut gebrauchen können: Bücher, Schmuck, Kunstwerke, vielleicht auch ein seit langem kaum genutztes Ferienhäuschen. Nur keinen Krempel!

Soviel zum Materiellen. Genauso wertvoll mindestens ist ihre Lebenserfahrung, ihr Wissen, ihre Liebe. Suchen Sie in ihren Erinnerungen nach älteren Menschen, die Ihnen im Leben begegnet sind und vielleicht eine Vorbildrolle eingenommen haben.

Und das Geröll? Kränkungen, Scham, Schande. Wenn Vergessen, Verleugnen, Wegschieben oder Verdrängen nicht funktionieren nehmen Sie es an, versuchen Sie Frieden zu empfinden und Versöhnung. Vielleicht verzeihen Sie, vielleicht bitten Sie um Entschuldigung, möglicherweise auch üben Sie Wiedergutmachung. Auch wenn es komisch klingt – es geht!

Dann schließen Sie den Rucksack wieder, legen ihn über ihre Schultern und spüren die Freude darüber, wie federleicht er geworden ist.

Ein anderes Bild: Sie betrachten Ihr Leben wie einen Teppich, gewebt aus unzähligen Fäden, deren Muster auf den ersten Blick nicht unbedingt ein stimmiges Bild abgeben, dessen Farben nicht unbedingt dem gängigen Geschmack entsprechen.

Schauen Sie genau hin und versuchen Sie, den roten Faden zu finden, der diesen Teppich, der Ihr Leben einmal mehr, einmal weniger deutlich durchzieht. Wenn sie ihre Sinne geschärft haben, wird sich in Ihnen möglicherweise etwas einstellen, das der israelische Arzt Aaron Antonovsky als Kohärenzgefühl bezeichnet hat.

Kohärenz heißt Zusammenhang und gemeint ist, dass der Lauf Ihres Lebens kein zufälliger ist, sondern dass sich da so etwas wie ein Sinn finden lässt. Dass Sie einem inneren Kompass gefolgt sind, der so manches im Nachhinein verstehbar macht.

Im aktuellen Philosophie Magazin (02/2022) lautet das Leitmotiv: „Wer will ich gewesen sein“. Eine Aufforderung, das Leben vom Ende her zu denken. Das mag zunächst als Zumutung erscheinen und ist es auch. Aber es ist auch Befreiung. Weil, seien Sie sich selbst gegenüber ehrlich: nur im Bewusstsein der eigenen Sterblichkeit lässt sich doch ein Gespür für das Wesentliche entwickeln. Und was anderes wollen wir, wenn die Jahre gezählt sind.

Welche Ermunterung würde ich in der Rückschau meinem 20- bis 25-jährigem Ich geben

Oh mein Gott, ich weiß, warum ich mich da besser zurückhalte...

Da tobt und wirbelt und sprudelt und schäumt es in einer jungen Frau an der Schwelle zum Erwachsenwerden und nichts und niemand soll da bitte mit Empfehlungen und Ermunterung daher kommen, so gut sie gemeint sind... Da kann ich mich nur meiner Großmutter anschließen, die zum Herrgott gebetet hat, dass er aufpasst auf das „Luder“, damit es nicht unter die Räder kommt ☺.

Profile des Alter(n)s:

Fragen an Hansgeorg Schepping

(Pfarrer i.R.)

Die wichtigsten Stationen meines Berufslebens

Im Rheinland geboren und aufgewachsen, wusste ich nach dem Abitur nicht, was ich beruflich machen sollte. Ich sah weder besondere Begabung noch Weg in irgendeine Richtung, bis ich von der Frage meines besten Schulfreundes nicht mehr loskam: „Hast Du schon mal daran gedacht, Priester zu werden?“ Meine Antwort: „Daran gedacht schon, aber das kann ich nicht, predigen und so...“ Er ließ nicht locker, und in mir wuchs die Bereitschaft, es wenigstens zu versuchen, auch weil mir nichts anderes einfiel. Heute glaube ich, dass „die-da-oben“ im Himmel so arbeiten.

Nach dem Studium in Bonn, Innsbruck und Köln war im Kölner Dom die Priesterweihe. Damals wurde jeder Neupriester als Kaplan in eine „Lehrlingszeit“ zum Pfarrer einer Gemeinde geschickt für fünf Jahre, anschließend ebenso lang an eine zweite Stelle. Ich fand Freude an der Arbeit mit und für die Menschen in dieser Zeit des Aufbruchs nach dem 2. Vatikanischen Konzil und spürte dankbare Resonanz. Nach der Kaplanszeit konnte man sich für eine Stelle als leitender Pfarrer einer Gemeinde bewerben. Damals gab es in der Erzdiözese Köln so viele Neupriester, dass auch gefragt wurde, ob jemand bereit wäre, für eine Zeit ins Ausland zu gehen. Mich reizte das Angebot. So wurde ich für fünf Jahre nach Kanada geschickt in eine englisch-sprachige Pfarrei, wo auch das Zentrum einer deutsch-sprachigen Gemeinde angesiedelt war. Für beide trug ich die Verantwortung. Erstere war stärker traditionell einheimisch, letztere bunt zusammengemischt aus unterschiedlichen Gegenden in Deutschland, Österreich und der Schweiz stammend, teils beruflich in Kanada engagiert, andere ausgewandert, auch oft auf der Suche nach Verwurzelung in ihrer neuen Umgebung.

Vom Auslandssekretariat der Deutschen Bischofskonferenz in Bonn kam die Anfrage, ob ich von Kanada nach Johannesburg in Südafrika wechseln könnte, weil dort dringend ein Nachfolger für die deutsch-, wie auch englisch-sprachige Gemeinde gesucht wurde. Es war noch die unselige Zeit der Apartheid. Mit Neugier und mulmigem Bauchgefühl stimmte ich zu, weil ich nach einem Jahr sagen konnte, ob ich bleibe oder nicht. Es wurden sechs unvergessliche Jahre mit kostbaren Erfahrungen, weil ich so viel Leben teilen durfte und manch Neues wecken konnte.

Besonders die intensive Zusammenarbeit mit afrikanischen Gemeinden in Soweto, dem damaligen riesigen Schwarzen-Ghetto von Johannesburg, bleibt mir wach in Erinnerung, auch weil die schlimmen Apartheidsrestriktionen wirksam waren und die weiße Polizei alle Aktivitäten zu kontrollieren versuchte.

Glückliche Umstände ermöglichten nach der Rückkehr aus Johannesburg und dem Abschied von der Auslandsseelsorge, ein neues Zuhause in Bayern nahe den geliebten Bergen zu finden. In Töging am Inn und anschließend in Bruckmühl durfte ich Pfarreien betreuen, deren lebendiges Mittun erneut viel Dankbarkeit in meinen jetzigen Ruhestand schenkt. Nicht mehr verantwortlich zu sein für Verwaltung und Koordination vielfältiger Aktivitäten im eigenen Pfarrverband, empfinde ich als wohltuende Erleichterung. Aushilfen in beiden Pfarrverbänden, zu denen ich im Ruhestand gehöre, machen mir weiterhin Freude, auch weil ich mir zur Vorbereitung „alle Zeit der Welt“ nehmen kann.

Was aus meiner heutigen Sicht zu gelingendem Leben beitragen kann

Im Alter gerät mir immer deutlicher ins Blickfeld, was als Lebensbeschäftigung nicht taugt und innere Leere erzeugt. Vieles davon unbemerkt, nicht angeschaut, verdrängt: Die nagende Angst, zu kurz zu kommen; das verzweifelte Bemühen, allen Erwartungen zu genügen; das Streben, möglichst viel und Großes zu erleben; die überhöhten Ansprüche an sich selbst, perfekt und so vermeintlich unangreifbar an Bedeutung zu gewinnen. In unseren Priesterkreisen findet sich noch oft Konkurrenzdenken und Selbstdarstellung, verbunden mit dem Augenmerk auf die Frage, wie man bei den Leuten am besten „ankommt“.

Wohltuende, aufbauende Beziehungen in gegenseitiger Wertschätzung haben es auch schwer, weil jeder in der eigenen Welt und Arbeit leicht untergeht. Dabei hätten wir Christen, denke ich so oft, allen Grund, aus diesem nutzlosen Schattenspiel um das eigene Ego immer wieder aufzubrechen zu gelingendem Leben. Vertrauen wir doch einem Gott, der uns auf vielfältige Weise zusagt: „Du bist aus Liebe in Dein ureigenes Dasein und ins Mit-sein mit allem Lebendigen gerufen, kostbar und einzigartig. Werde Mensch, Mitmensch, Du bleibst für immer geliebtes Leben!“ Eingelöst wird dieser Zuspruch Gottes in einem wachen Blick für alles Schöne seiner Schöpfung und für die kleinen Freuden den Tag über, oft unscheinbar und auf Entdeckung wartend. Auch in jeder Begegnung mit anderen Menschen kann Gottes wertschätzendes „An-sehen“ Geschenk für beide Seiten werden. Glückende Beziehungen wachsen, wenn alles Leben als beschenkt und kostbar wahrgenommen wird.

Ich habe die Bibel lieben gelernt, weil sie in beiden Teilen, dem 1. Testament (Altes-) und 2. Testament (Neues-), voll ist von Weg-Geschichten zu glückendem Leben, die so oft auch Aufbruch-Geschichten sind aus dem Dunkel von Verzweiflung, Schuld und Scheitern.

Woraus ich in schwierigen Situationen Kraft schöpfen konnte

Zeiten der Einsamkeit, besonders der inneren, in denen man sich selber langsam verloren geht, sind schwer zu wenden. Ich habe es durch Kraftanstrengung, noch mehr Einsatz und gutes Zureden versucht, meist ohne Erfolg. Geholfen hat, bewusst in eine Auszeit zu gehen, auf langen Wanderungen nicht erreichbar zu sein, Einsamkeit und Stille zu suchen und auszuhalten. In der Einkehr bei sich selbst den Weg zur inneren Mitte wiederzufinden, braucht Geduld und Ausdauer nach meiner Erfahrung. Dem Leiden an sich selbst läuft man so gern davon, „Er-innerung“ aber muss erlitten werden. Erst in neu gewonnener Demut kann man Gott als „Ich-bin-da“-Geschenk vielleicht wieder spüren und gestärkt weitergehen. Frühere Grunderlebnisse der Sinnhaftigkeit des eigenen Weges werden wieder wach und tragen erneut. Wie dankbar erlebt man gerade in Krisenzeiten die einfühlsame Wegbegleitung intensiver Freundschaften.

Was hilfreich sein kann für Seelsorgende, die Senioren auf ihrem Lebensweg begleiten

Grundlegend bleibt für „Menschensorger“, die sich auch um deren Seelen annehmen, die Bereitschaft und Kraft, Zuwendung zu wagen mit einem „hörenden Herzen“. Das „hörende Herz“ wünscht sich der biblische König Salomo als einzige Gottesgabe für seinen Dienst an den Menschen (1 Könige 3). Unerlässlich beginnt jede hilfreiche Begegnung damit, sich selbst zurückzunehmen, anderen Raum, Wertschätzung und Aufmerksamkeit zu schenken. Dann kann Begleitung alt gewordener Menschen auf der verbleibenden Wegstrecke ihres Lebens zuversichtlich beginnen. Ihr Ziel könnte in dem einen Bibelwort „Shalom“ Erfüllung finden. „Shalom“ meint den umfassenden inneren Frieden, in dem ein Mensch zu sich steht mit allem, was im Leben glücken durfte, aber auch mit dem ganzen Chaos von Schuldhaftem und Verdrängten. Wenn man das alles loslassen und voll Vertrauen in die Hände eines Gottes geben kann, der liebevoll annimmt, mitträgt und heilt, bleibt „Shalom“ in einer tiefen Dankbarkeit für das Ganze des Lebens ein Gottesgeschenk. Der Weg dahin kann auch im Alter noch steinig und mühsam sein, aber ein immer neuer Aufbruch lohnt. Es geht um kleine Schritte zu mehr Gottvertrauen in dem, was nicht mehr „Meins“ ist; überhöhte Ansprüche loslassen; Schuld, Versäumnisse und Verletzungen verzeihen, auch sich selbst; um Vergebung bitten; Verurteilung und Abwertung bei sich und anderen beenden. Dazu eine Hilfe schenken können, wie unscheinbar sie auch sein mag, ist ein heilsamer Dienst.

Ermutigung, hilfreich für mein 20 – 25-jähriges „Ich“

In jungen Jahren reichen einem gewöhnlich die Wasser der guten Ratschläge ohnehin bis zum Hals. Deshalb, liebes „Ich“, mach' Dich auf Deinen Lebensweg mit viel Mut und Gottvertrauen, ich begleite Dich mit meinem stillen Gedenken im Gebet.

Profile des Alter(n)s: Fragen an Rita Demberger (Dialyseschwester i.R.)



Foto: privat

Die wichtigsten Stationen meines Berufslebens

Geboren 1950, als Tochter eines ostpreußischen Flüchtlings und einer Einheimischen, in einem kleinen Dorf. Aufgewachsen bis zum 9. Lebensjahr bei der über alles geliebten Großmutter. Hochzeit der Eltern, Vater Protestant, Mutter katholisch. Dann ältere Schwester von 4 weiteren Mädchen. Schulausbildung, Volksschule und Realschule bei den Englischen Fräulein (Privatschule). Gymnasium wurde nicht erlaubt, weil sich das für Mädchen nicht rentiert (Schulleiter), die heiraten ja alle. Nach der mittleren Reife sollte ich ins Büro gehen, ich weigerte mich und suchte mir alleine einen Ausbildungsplatz zur Krankenschwester. Für diese Ausbildung brauchte ich eine Sondergenehmigung, da ich erst 17 Jahre alt war und das Ausbildungsalter bei 18 Jahren lag. Das alles hat geklappt und ich habe eine sehr gute Ausbildung im Klinikum Rosenheim bekommen. Mit 23 Jahren heiratete ich einen Studenten, mit 25 Jahren wurde unsere Tochter geboren und ich war die Ernährerin der Familie. Was für Verwirrung bei der Einschulung der Tochter führte, denn das gibt es nicht, dass ein Kind mit der Mutter versichert ist und die Mutter die Ernährerin der Familie (so war damals die Zeit, Anfang der 80er Jahre. Ich habe immer Vollzeit gearbeitet, Teilzeit gab es damals so gut wie nicht. Mein Beruf und meine Familie waren mein Leben, damit keiner zu kurz kam, brannte ich an beiden Enden. Ich habe bis zu meinem 71. Lebensjahr gearbeitet, die letzten Jahre aber in Teilzeit. Ich habe 53 Jahre als Krankenschwester gearbeitet, 45 Jahre davon an der Dialyse, mit chronisch kranken Menschen und 30 Jahre zusätzlich Dienst auf der Intensivstation für Akutdialysen.

Was ich von meinem heutigen Standpunkt aus als wichtig im Leben bezeichnen würde

Trotz meiner Erwerbsbiographie als erstes die Familie. Eine gute Berufsausbildung nach Neigung, nicht nur nach Bezahlung. Ein gutes soziales Umfeld, mit einer bezahlbaren Wohnung, netten Menschen, gute Infrastruktur. Eingebunden sein in einer Gemeinde, sich geborgen fühlen. Das erfordert ein sich öffnen für andere Menschen, aufmerksam sein, Zufriedenheit und Lust am Lernen.

Was aus meiner heutigen Sicht zu gelingendem Leben beitragen kann

Leben kann gelingen, wenn ich eingebettet bin in gute Beziehungen, Familie oder Freunde, wo ich Offenheit erfahre, selbständig sein kann. Wenn ich einen guten Arbeitsplatz habe, wo ich wertgeschätzt bin als Mensch und Arbeitnehmer. Es braucht Vertrauen (auch zu Gott, oder einer höheren Macht), Kraft und Ausdauer, und ich muss nicht der Liebling aller sein. Ich soll mir meine Eigenständigkeit in die Sicht der Dinge bewahren und zu meiner Meinung stehen, auch wenn es mal zum Nachteil sein kann. Standpunkte haben, aber nicht unbedingt darauf beharren, sondern sich damit auseinandersetzen.

Woraus ich in schwierigen Situationen Kraft schöpfen konnte

Meine Großmutter hat mir den Spruch, wenn du meinst es geht nicht mehr, kommt irgendwo ein Lichtlein her vorgelebt, sie hat nie die Hoffnung verloren und ein gesundes Gottvertrauen gehabt. Ich habe in schwierigen Situationen an die Hilfe meines Schutzengels geglaubt und mich in Gottes Hand aufgehoben gefühlt, obwohl ich lange Zeit der Kirche fern stand. Nachdem meine Tochter größer war, habe ich viel Kraft im Ehrenamt gefunden. (Kfd, auf verschiedenen Ebenen). Im Ehrenamt habe ich andere Frauen kennengelernt, die auch oft schwierige Zeiten durchgemacht und durchgestanden haben. Dadurch wuchs das eigene Zutrauen schwierige Situationen zu bewältigen und mit Dankbarkeit zu sehen, dass man es geschafft hat.

Was hilfreich sein kann für Seelsorgende, die Senioren auf ihrem Lebensweg begleiten

Zeit, Zuhören können, Geduld. Eingehen auf die Eigenheiten (Gebrechlichkeit, andere Sichtweisen)

Welche Anregung ich Senioren gebe, die auf Ihr Leben zurückschauen

Die kleinen Glücke nicht zu vergessen, sich auf das Leben einlassen, jetzt muss man nicht, jetzt kann man. Dankbar und zufrieden sein und sich freuen, dass man immer noch Lernen kann. Bewegung in der Natur, alleine oder in Gruppen. Offen sein für die Mitmenschen, sich gegenseitig stützen.

Ermutung an mein 20 – 25-jähriges „Ich“

Lebe dein Leben, verschiebe die Träume nicht aufs Rentenalter. Schau dir die Welt an und verliere nie die Hoffnung.

Wirksamkeit, die aus der Taufe lebt – eine unverhoffte Begegnung mit Madeleine Delbr el

Ich bin von Beruf Theologin. Pastoralreferentin. Seelsorgerin in der katholischen Kirche. In Deutschland. In einer Kirche, die aktuell nach Wegen sucht, in dieser Gesellschaft trotz Krise weiter in der Öffentlichkeit Wirksamkeit zu zeigen. Und ich denke derzeit viel über meine eigene Wirksamkeit nach. Professionell, aber nicht nur. Ich frage mich, woraus sich meine/unsere Wirksamkeit als Getaufte speist, als Christinnen und Christen. Ob und wie diese Wirksamkeit für Menschen, die mir begegnen, konkret wird.

Dabei kam mir unlängst ein spannender Gedanke: Ist die Wirksamkeit meines/unseres Lebens als Christ*innen nicht eine sakramentale? In dem Sinn, dass Jesus Christus, auf den wir uns glaubend berufen, ganz Mensch ist und zugleich ganz auf göttliche Weise mit Gott verbunden bleibt? Durch meine Taufe zum Kind Gottes, wurde ich befähigt unterwegs zu sein in Sachen Reich Gottes. Hoffentlich ganz erdhaf, mit beiden Füßen auf dieser Erde. Denn dann wäre auch mein Leben „sakramental“.

Als Seelsorgerin wurde ich von Anfang an mit vielen Erwartungen konfrontiert. Erwartungen von Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche. Erwartungen, dass sich die Kirche reformieren möge. Sich der Wirklichkeit der Gegenwart  ffnen. Doch bin ich weder Gott noch diplomierte Krisenmanagerin. Meine begrenzten Möglichkeiten, allen Erwartungen gerecht zu werden wird mir mit der Zeit immer deutlicher. Ich bin getauft. Und ich bleibe zuallererst Mensch.

Jesus wurde Mensch unter Menschen. Er lebte ein ganz menschliches Leben, und er ging – je nach Situation – ganz unterschiedlich auf Menschen zu. Er tat das nicht erst am Ende ihres Lebens. Er widmete sein Nachdenken nicht abstrakten Sinnfragen. Und er ließ öffentlich durchblicken, dass er nicht im eigenen Namen handelte, sondern im Auftrag Gottes, den er seinen Vater nannte.

Menschen zu begegnen, ihnen zuzuhören und vor Gott zu bringen im Gebet. Und hin und wieder ganz konkret zu helfen. Das hat der Jesus des Evangeliums mir gezeigt, darin bestärkt mich meine Taufe. Und, wie schon so oft, ein Gedanke Dietrich Bonhoeffers: „Wenn Jesus nicht sich selbst, sondern seine Jünger das Salz nennt, so überträgt er ihnen die Wirksamkeit auf der Erde. Er zieht sie in seine Arbeit hinein.“ (Nachfolge, DBW 4, 110).

Wirksam zu sein als lebendiges Sakrament Gottes unter den Menschen – das kann ich als meinen Auftrag aus der Taufe ableiten. Öffentlichkeit gehörte auch bei Jesus seit seiner Taufe immer dazu. Denn: Was nicht sichtbar wird, existiert nicht.

Unverhofft erfahre ich in meinen Überlegungen Bestätigung durch eine Frau, die im Frankreich der 30er bis 60er Jahre des letzten Jahrhunderts ihr Christsein als sakramentale Wirksamkeit lebte. Mitten in einer „Stadt ohne Gott“, in Ivry, nahe bei Paris, als Sozialarbeiterin: Madeleine Delbrêl (1904-1964).

Sie und ihre kleine Gemeinschaft wollen als Laien „echte Begegnungsstätten zwischen Welt und Gott“ innerhalb der Kirche sein (Boismarmin 1986, 103). Sie sind überzeugt, dass das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe in seiner Ganzheit sie trägt, ohne dass einer der beiden Aspekte unter die Räder kommt. Mit ganzem Herzen ihre konkreten Nachbarn im Alltag zu lieben (Boismarmin 1986, 167), ohne die Gottesliebe zu vernachlässigen, dazu wissen sie sich gerufen. Das erinnert mich an das „Höre Israel“, wie es im Judentum täglich gebetet wird: „Höre, Israel! Jahwe, unser Gott, Jahwe ist einzig. Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft. Diese Worte, auf die ich dich heute verpflichte, sollen auf deinem Herzen geschrieben stehen.“ (Dtn 6,4-6)

Zu ihrer Zeit beobachtet Madeleine die Tragik von Menschen, welche die Kirche verlassen. Seitens der Kirche folgt ihnen keine Freundschaft mehr, wenn Menschen den Glauben verloren haben oder sich in schweren Situationen wiederfinden, für die die Kirche sich nicht verantwortlich fühlt (Boismarmin 1986, 100). Madeleine schließt daraus: Probleme der Mitmenschen gehen uns – sprich uns als Kirche – nicht tief genug unter die Haut. Dem will sie mitten in einer Stadt, die ohne Gott auskommt, „die brutale, lebendige, ungewöhnliche Tatsache eines Menschen, der an Gott glaubt“ entgegenstellen.

Deshalb beginnt sie zusammen mit den Mitgliedern ihrer Laiengemeinschaft „Charité“, aus der Bindung der Einzelnen an Christus auf die Welt der „anderen“ zuzugehen. Auf Menschen etwa, die keiner Pfarrei oder einer anderen Konfession angehören, die andere politische Ansichten vertreten als die Kirche sie gutheißt. In diesem „Hin und Her zwischen Gott und den Menschen“ (Boismarmin 1986, 104) macht sich Madeleine die Haltung Jesu zu eigen, der die Welt nicht absolut setzt, (also nicht zu Gott macht, wo

Gott keinen Ort mehr hat), sondern sie in die ihr angemessene Relativität stellt (Boismarmin 1986, 106). Inmitten menschlicher Zerrissenheit, die sie tagtäglich hautnah erlebt, bewahrt sie sich die Erfahrung, dass der Gott Jesu und des Evangeliums da ist wo sie selber ist (Boismarmin 1986, 107). Zugang zur Botschaft des Evangeliums wird den Menschen, denen wir begegnen, ohne wirksame christliche Präsenz im Sinne Madeleines nicht möglich sein (Boismarmin 1986, 158).

Für diese von der antikommunistisch geprägten Ortspfarrrei als Zumutung verstandene Berufung kämpft sie hart, denn sie liebt ihre Kirche. Manchmal stellt sich dabei die nachvollziehbare Einsicht ein, es sei „nicht so leicht, sich in der Kirche gut zu benehmen, wenn man eine Frau ist“ (Boismarmin 1986, 117). Ihr selbst und ihrer Gruppe bleibt die Zumutung nicht erspart, immer auch vor die Mauer zu gehen“ (Boismarmin 1986, 141), möglicherweise in Anspielung an Jesu Lebenshingabe außerhalb der Stadtmauer (vgl. Hebr 13,12-14). Doch sie ist überzeugt – nur als Grenzgängerin zwischen Gemeinde und Stadt, mit dem Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe im Gepäck wird sie wirksam sein durch ihre Präsenz:

„Ich kann schlecht erkennen, was uns zu Laien macht, aber wenn wir es von Herzen sind, und der tragende Grund unserer Werke Gottverbundenheit ist, dann haben wir nach außen hin nichts Weltliches“ (Boismarmin 1986, 142).

Unter Präsenz bei den Menschen versteht Madeleine keine Leistung, sondern eine absichtslose Präsenz „mit all der Liebe, die Gott uns gibt“ (Boismarmin 1986, 161). Christus wird für sie in jedem Menschen erkennbar, und es ist ihr wichtig, von sich weg „auf die anderen (zu) zeigen, in denen er lebendig ist.“ (Boismarmin 1986, 171). Die Frage „Wer ist mein Nächster?“ verträgt für sie keine Schubladen.

Diese innere Haltung wurzelt in ihrer Bereitschaft, dem Wort Gottes einen Ort bei sich einzuräumen: „... seine Wirksamkeit in uns hängt davon ab, wie wir es in uns bewahren: als ein Saatkorn in der Erde, die wir für das Wort sind“ (zit. nach Boehme 1998, 180 Anm. 4).

Madeleine weiß, dass sie in der begrenzten Zeit ihrer Arbeitstage keine klösterliche Ordnung mit langen Gebetszeiten einhalten kann. So trägt sie zum einen immer eine kleine Bibel in ihrer Handtasche, der sie bei der morgendlichen Fahrt mit der Pariser Metro „ein Wort entreißt“. Und für den Fall, dass die eigene Bibel zu groß für die Handtasche sein sollte, empfiehlt sie, eine größere Tasche zu verwenden (Schleinzer 2014, 90). Sie vermochte offenbar, sinnvolle Prioritäten zu setzen ...

„Wenn wir unser Evangelium in den Händen halten, sollten wir bedenken, dass das Wort darin wohnt, das in uns Fleisch werden will, uns ergreifen möchte, damit wir – sein Herz auf das unsere gepfropft, sein Geist dem unsern eingesenkt – an einem neuen Ort, zu einer neuen Zeit, in einer neuen menschlichen Umgebung sein Leben aufs Neue beginnen“ (Boehme 2021, 16f).

Auch die Zeit zum Gebet ist bei ihr und ihren Gefährtinnen entsprechend knapp bemessen – weshalb sie sich einübt in eine Gebetshaltung, die es ihr erlaubt, immer wieder kurze „Tiefenbohrungen“ vorzunehmen, bei denen sie sich an Gott rückbindet (Schleinzer 2017, 83).

Nach Madeleines sakramentalem Verständnis werden die Getauften so zum „Scharnier aus Fleisch“ und zum „Scharnier der Gnade“ (Boehme 2021, 14) und sind befähigt, sowohl die göttliche Gegenwart als auch menschengemachte Ablehnung Gottes wahrzunehmen, ohne auszuweichen. Dabei besteht sie ausdrücklich darauf, „die Wirklichkeit als eine Einheit zu sehen, in der uns nichts von Gott trennen kann; in der es keine Aufspaltung zwischen unserem alltäglichen, profanen und unserem religiösen Leben gibt“ (Schleinzer 2017, 72).

Madeleine weiß sich aufgefordert, am Wort Gottes Maß zu nehmen, das selbst Fleisch wurde in einem Millieu, das nicht das seine war (François, Pitaud 2021, 86).

Dr. Katharina D. Oppel

Literatur

Boehme K (2021) Sakramentalität der Laien Das Beispiel Madeleine Delbrêls. In: Nahe bei den Menschen: Theologisch-praktische Quartalschrift (German Edition, Kindle-Version) 4:9-26.

Boehme K (1998) Die Kirche als lebendiger Organismus – Zur geistlichen Berufung der Priester und der Laien. In: Geist und Leben 71:179-193.

Boismarmin de C (1986) Madeleine Delbrêl – Ein Leben unter Menschen, die Christus nicht kennen. München et al.: Neue Stadt.

Kuske M, Tödt I (Hrsg.) (1989) Dietrich Bonhoeffer, Nachfolge. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus (= DBW 4).

AUS DER THEORIE

François G, Pitaud B (2021) À l'écoute de la Parole avec Madeleine Delbrêl. Cette docilité à nous laisser modeler. Bruyères-le-Châtel: Nouvelle Cité Spiritualité.

Schleiner A (Hrsg.) (2014) Madeleine Delbrêl. Deine Augen in unseren Augen – Die Mystik der Leute von der Straße. Ein Lesebuch. München: Neue Stadt.

Schleiner A (Hrsg.) (2017) Madeleine Delbrêl – Prophetin einer Kirche im Aufbruch. Impulse für Realisten. München: Neue Stadt.

Ethik der Sorge in der Altenhilfe

Annäherungen

Hinführung

In den Debatten rund um ethische Entscheidungsfindungen wird vor allem im medizinischen Bereich in der Regel auf die vier bioethischen Prinzipien von Beauchamp und Childress (2013) rekurriert. Diese sind:

- ⇒ Respekt der Autonomie des Menschen/Autonomieprinzip (*autonomy*): Selbstbestimmung und Würde der Patientin bzw. des Patienten respektieren
- ⇒ Schadensvermeidung/Prinzip „nicht schaden“ (*nonmaleficence*): Nicht mit der Behandlung Schädigungen oder Leiden zufügen
- ⇒ Fürsorge/Prinzip „Gutes tun“ (*beneficence*): Tun, was in unseren Augen/aus unserer Perspektive für die Patientin bzw. den Patienten/Zielgruppe gut ist
- ⇒ Gerechtigkeit/Gerechtigkeitsprinzip (*justice*): Ressourcen fair verwenden (auch: nicht bestimmte Patientengruppen diskriminieren)

Eine Rangordnung der Prinzipien wird von Beauchamp und Childress bewusst nicht vorgegeben. Je nach Fall müssen sie konkretisiert und gegeneinander abgewogen werden.

Für den Bereich der Palliativen Geriatrie stellt sich die Frage, ob die Prinzipien-Ethik auch hier den „Königsweg“ in der Entscheidungsfindung darstellt, oder ob es weitere Möglichkeiten gibt.

Der vorliegende Artikel beschränkt sich auf den Bereich der Altenhilfe, stellt nach kurzen Begriffsklärungen die Care-Ethik als eine weitere Form im Rahmen von Entscheidungsfindungen vor und beantwortet in einem Fazit die eben aufgeworfene Frage nach dem „Königsweg“ in dilemmatischen Situationen.

Entwicklungen und Begriffsklärungen

Die Grundlage für eine Care-Ethik entwickelte Carol Gilligan in Auseinandersetzung mit Lawrence Kohlberg. Kohlberg forschte an der moralischen Urteilsentwicklung von Kindern und Jugendlichen und fand heraus, dass diese in (bestenfalls) sechs Stufen verläuft: Von der „Orientierung an Strafe und Gehorsam“ (Stufe 1) bis zur höchsten Stufe sechs, „Orientierung an selbsterkannten, universellen ethischen Prinzipien“ (Grom 2000, 50f). Je weiter die persönliche Entwicklung fortschreitet, desto mehr können Menschen auf Basis ethischer Prinzipien gerecht abwägen, so wie es z.B. in der Prinzipien-Ethik von Beauchamp und Childress beschrieben wird. Kohlbergs Mitarbeiterin, Gilligan, fiel auf, dass Frauen in diesem Modell durchwegs schlechter abschnitten und vermutete, dass dem eine andere Denkweise von Frauen bei der Betrachtung von dilemmatischen Situationen zu Grunde liegt. In eigenen Untersuchungen stellte sie fest, dass Männer tendenziell unbeteiligt und in abstrakter Denkweise argumentieren und Frauen eher beteiligt und „in der reflektierten Übernahme von Verantwortung“ (Monteverde 2013, 273f)¹. Diese Erkenntnis floss in die Entwicklung der Care-Ethik ein, an der zahlreiche Philosophinnen beteiligt waren.

Doch was bedeuten die Begrifflichkeiten „Care“ und „Ethik“?

Vollmann (1995, 5) beschreibt vier Bedeutungen von „Care“:

1. „Care“ vom mittelhochdeutschen „kara“ als Trauer, Klage, Angst, Problem und (Seelen-)Schmerz
2. „Care“ als eine Haltung, ein „grundlegendes Anliegen [...] gegenüber Menschen, Ideen, Institutionen“ (Vollmann 1995, 5)
3. „Care“ als „Aufgabe und Zuständigkeit gegenüber Menschen oder Sachen“ (Vollmann 1995, 5) im Sinne von „taking care of“
4. „Care“ als „caring about“, sich Sorgen um jemanden, für den eine gefühlsmäßige Bindung und persönliche Anteilnahme aufgebaut wurde

¹ Die Gewichtung dieser Erkenntnis wird in der Literatur kontrovers diskutiert (Grom 2000, 53; Vollmann 1995, 7). Eine Stellungnahme dazu kann in diesem Artikel nicht erfolgen.

Aus der Vielschichtigkeit des englischen Care-Begriffs wird deutlich, dass in den deutschen Übersetzungen Sorge- oder Fürsorge-Ethik zwar vor allem die vierte Bedeutungsvariante mitschwingt, doch in der Praxis auch die anderen mitgedacht werden müssen. Das ist womöglich auch der Grund, warum im deutschen Sprachraum oftmals ebenfalls der englische Care-Begriff belassen und von Care-Ethik gesprochen wird.

Das Wort „Ethik“ kommt vom Griechischen „ethos“ und meint Gewohnheit, Sitte, Brauch. Es geht in der Ethik um das Reflektieren menschlichen Handelns, und um die Frage, worauf man sich bei diesem bezieht (welche Werte) und was gutes und/oder schlechtes Handeln ist.

So kann auf Grundlage der Begrifflichkeit geschlussfolgert werden, dass es in der Care-Ethik um ein Handeln geht, das die vier Bedeutungen von Care einschließt. Damit ist diese Form der Ethik keine Methode oder Vorgehensweise ausschließlich in dilemmatischen Situationen, sondern wesentlich breiter gefasst. Eine nähere Betrachtung dazu folgt im nächsten Abschnitt.

Care-Ethik in der Altenhilfe

In der Altenhilfe (und nicht nur dort) wirft die Care-Ethik einen Blick auf die Menschen, auch im Sinne der Palliativen Geriatrie, mit all ihren physischen, psychischen, sozialen und spirituellen Problemen (vgl. Care – Wortbedeutung eins). Dabei nimmt sie eine Haltung ein, die die Sorgen und Probleme wertschätzt, sie als wichtig erachtet (vgl. Care – Wortbedeutung zwei) und sich dafür zuständig fühlt (vgl. Care – Wortbedeutung drei). Diese Zuständigkeit beruht auf Verbundenheit, Anteilnahme und Empathie (vgl. Care – Wortbedeutung vier) und nicht auf einer rein reflexiven Metaebene.

Eine *Kurzzusammenfassung* für die Care-Ethik könnte auf dieser Grundlage sein: *Sich (sowohl Einzelner als auch Institution) von den Menschen und ihrer Situation berühren lassen und dann in ihrem Sinn, in der notwendigen systemischen Breite, tätig werden.* Dieses Tätigwerden vollzieht sich mit einem systemischen Blick auf die „Probleme“ und in dem Bewusstsein der eigenen Rolle. Kohlen und Kumbruck (2008, 14) sprechen von

einem asymmetrischen Verhältnis von Pflegeperson und Zu-Pflegendem. In der Begleitung kann nicht ausschließlich von der perfekt sorgenden Pflegeperson und dem alles zulassenden Zu-Pflegenden ausgegangen werden. Zudem besteht das Ungleichgewicht auch in der Tatsache, dass es einen „Pflege-Geber“ und „Pflege-Empfänger“ gibt. Bei dieser Konstellation steht der Empfänger immer in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis, bei dem der Themenkomplex der „Macht“ bedacht werden muss.

Care-Ethik ist, wie oben schon erwähnt, mehr als eine Handlungsmethode in dilemmatischen Situationen. Sie tritt in Beziehung zu den im System betroffenen Personen, nimmt auch den Einfluss von umgebenden Institutionen und der Gesamtgesellschaft auf diese wahr und wird (u.U. im gesamten System) zum Wohl der Betroffenen tätig.

Care-Ethik in der Praxis

Damit die Überlegungen hier nicht im Theoretischen bleiben, soll an dieser Stelle mithilfe einer konkreten Beispielsituation über care-ethisches Handeln im Seniorenheim bei einem Menschen mit Demenz reflektiert werden.

Praxisbeispiel (Erlebnis, das der Verfasserin von einer Kollegin geschildert wurde):

Ein 92-Jähriger mit einer Demenz ist vor ein paar Wochen ins Pflegeheim eingezogen. Seitdem gibt es immer wieder Probleme mit der Körperpflege. Es ist nicht möglich, den Mann zum Duschen zu bewegen. Anfangs wurde die Körperpflege etwas schleifen gelassen, um dem neuen Bewohner mehr Zeit zur Eingewöhnung zu geben. Doch schließlich beschwerten sich schon die anderen Bewohner, die sich von seinem Geruch gestört fühlten. Letztens eskalierte die Situation, weil der alte Herr beim Einstieg in die Dusche massiv um sich geschlagen und die Pflegerin dabei im Gesicht verletzt hat.

Care-ethisches Handeln der Einzelpersonen

In einem Fall wie diesem gibt es viele „Betroffene“:

- Der alte Mann, da ein Mindestmaß an Körperhygiene zum Erhalt und zur Förderung der eigenen Gesundheit unabdingbar ist,
- die Mitbewohner*innen, da sie bei mangelnder Hygiene dem Geruch ausgesetzt sind,
- die Pflegekraft, die im Gesicht verletzt wurde,
- die Angehörigen, die sich womöglich über die scheinbare Untätigkeit der Pflegekräfte beschweren,
- alle Pflegekräfte, da die Sicherstellung der Grundpflege zu ihren Aufgaben gehört.

Somit stehen Pflegende „vor der Herausforderung die Autonomie und die Würde des Einzelnen zu respektieren und zu wahren und die Verantwortung für das Wohlergehen und die Würde Aller [...] im Blick zu behalten“ (Riedel, Linde 2016, 7).

Care-Ethik und die damit verbundene ethische Reflexion benötigt „ein hohes Maß an Kontextsensitivität“ (Riedel, Linde 2016, 6) und stellt sich u.U. folgende Fragen:

- Gab es kurz vor der Eskalation einen Auslöser (Erschrecken, Licht, Farben, etc.)?
- Warum will der alte Herr nicht duschen?
 - o Gespräch mit dem alten Herrn – Ist dies aufgrund der Demenz noch möglich?
 - o Gespräch mit Angehörigen – Gab es die Probleme früher schon? Gibt es bevorzugte Tageszeiten zum Duschen (Temperatur, Rituale)?
 - o Blick in die Biographie – Wie alt ist der Herr? Hat er die Kriegszeit erlebt? Kriegserlebnisse? Welcher Nationalität gehört er an? Welcher Religion?
 - o Gespräch evtl. mit Mitbewohnern im Zimmer (falls Zwei-Bett-Zimmer) – Beobachtungen, Äußerungen des alten Herrn
- Kann es an der Person der Pflegekraft liegen (Trigger zu alten Erinnerungen)?

Dabei sind auch diverse Hintergrundüberlegungen notwendig:

- Das Verhalten von Menschen mit Demenz macht i.d.R. Sinn! (Sie tun kaum etwas, nur um andere zu ärgern.) – Hier ist die Frage hilfreich: In welchen Situationen macht das Verhalten dieses Mannes Sinn? Was veranlasst ihn, sich so zu verhalten?
- Die Pflegekräfte müssen versuchen, die Perspektive des anderen zu übernehmen, um das Verhalten verstehen zu können. – Selbst die Szene nachstellen: Was sah der Mann womöglich als erstes, als er in die Dusche stieg?
- Die Werthaltungen und Bedürfnisse des Betroffenen berücksichtigen. – Hatte der Mann u.U. Probleme damit, dass die Pflegekraft ihn nackt sah? War es ggf. zu kalt in der Dusche? Ist er aus seiner Biographie heraus vielleicht nicht gewohnt zu duschen, sondern zu baden oder sich zu waschen?

Um den Menschen in der individuellen Begegnung gerecht zu werden geht es darum, sich von ihnen berühren zu lassen und verstehen zu wollen, worum es geht. „Where a classical ‚ethics of justice‘ approach perceives values, norms and specific rules, a ‚care ethics‘ approach sees relationships and stories which people are involved in and which lead to concernment and compassion“ (Schuchter, Heller 2017, 4).

Care-ethisches Handeln der Institution

Neben dieser individuellen Perspektive bezieht sich Care-Ethik auch auf den organisationalen Rahmen. Die Ausweitung der Care-Perspektive auf die Organisation ist letztlich Bedingung der Möglichkeit für care-ethisches Handeln am Einzelnen. Nach Tronto (2010) kann hier von Caring Institutions gesprochen werden. Wobei sie hier das Wort „Care“ in seiner ganzen Bandbreite sieht: Jeder braucht Care, nicht nur der oder die Pflegebedürftige. In diesem Sinne könnten alle Institutionen sorgende Organisationen sein. Tronto (2010, 163-166) entwirft Warnsignale für schlechte Caring Institutions, die im Folgenden ins positive gewendet und auf eine Einrichtung der Altenhilfe angewendet, Merkmale für gute sorgende Organisationen sein können:

1. Die Organisation hat die These internalisiert: „Den“ unabhängigen Menschen gibt es nicht. Jeder Mensch ist (zu unterschiedlichen Zeiten in unterschiedlichem Maß) Empfänger von Care. Dies beugt Machtgefällen vor.
2. Die Care-Empfänger werden bei der Festlegung von Bedarfen beteiligt.
3. Care ist kein Gegenstand, der „verkauft“ wird, sondern vollzieht sich im Prozess und im Austausch aller Beteiligten.
4. Die Care-Empfänger sind die Profis für ihre Bedarfe.
5. Care beschränkt sich nicht auf die Körperpflege, sondern betrifft den ganzen Care-Prozess, sowohl in der individuellen Begegnung als auch in den organisationalen Rahmenbedingungen und Gegebenheiten.
6. Eine sorgende Organisation unterstützt den Handelnden (z.B. Pflegenden) bei seiner Care-Arbeit.

Für den ganzen Care-Prozess, z.B. die Feststellung der Bedarfe und deren Beurteilung, sowie damit verbundene Konflikte, müssen Caring Institutions Zeit, Räume und Handlungstools zur Verfügung stellen.

Auf diesem Hintergrund sollte eine sorgende Organisation den Handelnden des vorliegenden Falles folgenden Rahmen bieten:

- Zeitliche Ressourcen, um mit allen Beteiligten ins Gespräch zu kommen (92-Jähriger Bewohner, dessen Angehörige, evtl. Bettnachbar, andere Bewohner, die etwas beitragen können)
- Reflexionsräume für die Mitarbeitenden mit evtl. Tools (z.B. ethische Fallbesprechung, Ethikcafé, etc.) und/oder Beratung durch eine oder mehrere (externe) Fachpersonen (z.B. Demenzfachperson, Ethikfachperson, etc.)
- Selbstverständnis des Hauses, dass Konflikte ganz natürlich zu Care-Prozessen gehören, damit nicht der Eindruck entsteht, dass Bewohner oder Pflegekräfte einen Fehler gemacht haben – entlastet alle Beteiligten

Auflösung des Praxisbeispiels:

Nachdem das Pflegepersonal in ethischen Fallbesprechungen die oben gestellten Fragen und Hintergrundüberlegungen durchdacht und mit den verschiedenen „Betroffenen-Gruppen“ gesprochen hatte, stellte sich heraus (in welchem Kontext das die Pflegenden erfahren haben, hatte die Kollegin nicht erzählt), dass der alte Herr einen jüdischen Hintergrund hatte. (In den Konzentrationslagern wurden die Menschen zum Duschen geschickt und aus den Duschköpfen drang schließlich Gas, das alle, die sich dort befanden, tötete.) Die Pflegekräfte vermuteten letztlich darin die Panik des Herrn vor der Dusche.

Desiderate, die sich im Kontext der Care-Ethik aufgrund dieses Falles ergeben:

- Der Betroffene ist Profi für seine Bedarfe (s.o. Merkmale für gute sorgende Organisationen 2. und 4.).
- Alle Beteiligten müssen sich miteinander austauschen (s.o. 3.).
- Für diesen Austausch müssen von der Organisation Räume, zeitliche Ressourcen und Tools (z.B. ethische Fallbesprechungen) zur Verfügung gestellt werden (s.o. 5 und 6.).

➔ Care-Ethik ist somit nicht nur eine individuelle Aufgabe von Einzelnen, sondern auch eine organisationale, die die Bedingungen dafür schaffen muss, dass die „Sorge“ am Einzelnen fruchtbar geschehen kann. Somit müssen im Hinblick auf eine gute Care-Ethik zwei Voraussetzungen erfüllt sein:

1. Individuelle

In vorliegenden Fall müssen die Pflegefachpersonen in Care-Ethik und diversen Tools geschult sein, um zu wissen, wie sie reagieren können.

2. Organisationale

Die Organisation muss die Rahmenbedingungen für das Personal schaffen. Das heißt, diese Schulungen ermöglichen und unterstützen, und zeitliche und räumliche Ressourcen zur Konfliktbesprechung, zum Austausch und zur Reflexion zur Verfügung stellen und klar kommunizieren, dass dieses Vorgehen auch gewünscht ist.

Fazit

Rekurrierend auf die in der Hinführung gestellte Frage, ob die Prinzipien-Ethik der Königsweg in der ethischen Entscheidungsfindung ist, kann mit „teils-teils“ geantwortet werden. „Die heutige Pflegepraxis bedarf ethischer Kompetenz, die sich sowohl das Entscheidungsparadigma medizinischer Ethik [... (Beauchamp, Childress 2013)] und das Beziehungsparadigma pflegerischer Care-Ethik gleichermaßen zunutze macht, ohne das eine gegen das andere auszuspielen“ (Monteverde 2013, 275). Dabei hat erstere ihre Vorzüge, wenn möglichst schnell Entscheidungen getroffen werden müssen und zweitere, wenn es um komplexe Prozesse geht und die Betroffenen mit einbezogen werden sollen, so wie es in der Palliativen Geriatrie häufig der Fall ist. Ferner versteht sich Care-Ethik umfassender als Prinzipien-Ethik. Während zweitere vor allem in ethischen Entscheidungsfindungen angewandt wird, die im Zweifelsfall auch allein getroffen werden könnten, greift die Care-Ethik über den Einzelnen hinaus auf die ganze Organisation. Kurz gesagt: Die Care-Ethik ist ein umfassendes Sorgekonzept, das nicht nur das Handeln des Individuums im Blick hat, sondern auch die dafür notwendigen institutionellen Rahmenbedingungen schaffen will.

Dr. Maria Kotulek

Literaturverzeichnis

- Beauchamp TL, Childress JF (2013) Principles of Biomedical Ethics. Oxford: University Press.
- Grom B (2000) Religionspädagogische Psychologie des Kleinkind-, Schul- und Jugendalters. 5. Aufl. Düsseldorf: Patmos.
- Kohlen H, Kumbruck C (2008) Care-(Ethik) und das Ethos fürsorglicher Praxis (Literaturstudie), https://www.uni-bremen.de/fileadmin/user_upload/sites/artec/Publikationen/artec_Paper/151_paper.pdf, Zugriff am 13.06.2022.
- Monteverde S (2013) Pflegeethik und die Sorge um den Zugang zu Pflege. In: Pflege 26(4):271-280.

Riedel A, Linde A-C (2016) Herausforderndes Verhalten bei Demenz als wiederkehrender Anlass ethischer Reflexion im Krankenhaus. In: Internationale Zeitschrift für Philosophie und Psychosomatik 1:1-19.

Schuchter P, Heller A (2017) The Care Dialog: the “ethics of care” approach and its importance for clinical ethics consultation, <https://link.springer.com/content/pdf/10.1007/s11019-017-9784-z.pdf>, Zugriff am 13.06.2022.

Tronto JC (2010) Creating Caring Institutions: Politics, Plurality, and Purpose, Ethics and Social Welfare, <https://www.tandfonline.com/doi/pdf/10.1080/17496535.2010.484259?needAccess=true>, Zugriff am 13.06.2022.

Vollmann J (1995) Fürsorgen und Anteilnahmen: Ethics of Care, <https://www.ruhr-uni-bochum.de/malakow/mam/zme/materialien/mm-99.pdf>, Zugriff am 13.06.2022.

Wie ist es, ein Mensch mit fortgeschrittener Demenz zu sein? – Entdeckungen von Präsenz beim Blick über den eigenen Tellerrand

Die Autor:innen des Buches **Dementie van binnenuit – Een zoektocht naar hoe het is om iemand met vergevorderde dementie te zijn** (Leest u.a. 2021) sind verbunden mit der niederländischen Stiftung *Presentie*, welche die Methodik von *Presentie* – zu Deutsch „präsentische Herangehensweise“ (Timmerman/Baart, 190) – empirisch weiterentwickelt im Blick auf Personen mit fortgeschrittener Demenz (www.presentie.nl). Die 2004 in Utrecht gegründete Stiftung will so vor allem professionelle Pflege verbessern.

Die zentralen Prinzipien des *Sich-Anschließens* an die Lebenswirklichkeit der Erkrankten und des *Sich-Abstimmens* mit Pflegenden, Qualitätsverantwortlichen und Einrichtungsleitungen gelten ebenso für die sogenannten Pflegenden- und Freiwilligen-Trainings wie sie in den Niederlanden für den Umgang mit so genanntem *auffälligem Verhalten* an Demenz erkrankter Menschen angeboten werden (<https://onbegrepenedragthuis.nl/presentiebenadering-andries-baart/>).

Presentie als Methode setzt an bei der Beziehung als essentieller Möglichkeit, jemand kennen zu lernen, denn: *In Beziehung sehe ich anderes*. Die Annäherung erfolgt über das *relationale*, nicht das *objektive* Schauen, und es werden die gemachten Beobachtungen intersubjektiv, mit anderen Beteiligten gemeinsam befragt, korrigiert und ergänzt (Leest u.a. 2021, 20f.).

Andries Baart: Presentie als personenzentrierter Zugang zu Menschen am Rande

Presentie als qualitative, Empirie-gestützte Forschung wurde von Andries Baart (*1952) in den 1990er Jahren in Utrecht begründet und seither gemeinsam mit vielen anderen weiterentwickelt. Seit 2015 ist Baart Honorarprofessor an der südafrikanischen North-West University im Bereich Care-Ethik, in Kooperation mit dem University Medical Center in Utrecht, Department Psychiatrie. Als ausgebildeter Androloge und Pastoraltheologe forscht er auch im Bereich der Sozialphilosophie und politischen

AUS DER THEORIE

Philosophie sowie der angewandten Philosophie und Ethik (<https://www.andries-baart.nl/presentie/>).

Seit gut 30 Jahren fragt er nach Möglichkeiten eines wohlwollenden – personalen Umgangs mit dem fremden Du und zugleich dem fremden Ich und seiner Verwundbarkeit. Von Menschen, die in der Regel als „überflüssig“ angesehen werden oder sich im gesellschaftlichen Ganzen selbst so wahrnehmen (Hark 2005). Baart begann seine empirischen Studien zunächst im Bereich der gesellschaftlich ausgegrenzten Armen und übertrug die dort gemachten Beobachtungen nach und nach in verschiedene weitere gesellschaftliche Felder, in denen das Problem des Abgeschlossenseins einer Gruppe vom gesellschaftlichen Normalbetrieb besonders deutlich hervortritt (Timmerman/Baart 190). Bei der Entwicklung seines Ansatzes blieben er und seine Mitstreiter:innen „nicht beschränkt auf Seelsorge, speziell benachteiligte Wohnviertel oder in Armut lebende Menschen“ (Timmerman/Baart, 189ff.), sondern beziehen u.a. die Fragen des Alters und der dementiellen Erkrankung mit ein.

Am Anfang steht in dieser Form der qualitativen Forschung die adäquate Charakterisierung und sorgfältige Rekonstruktion des gelebten Lebens und der Selbstbeschreibung marginalisierter Menschen. *Relationeel werken* heißt hier das Stichwort. D.h.: *auf Beziehung angelegtes Handeln im Zentrum guter, sozialer, therapeutischer und pflegerischer beruflicher Arbeit*, gerade dort, wo das Eingehen und Aufrechterhalten von Beziehungen oft hohem systemischem Druck ausgesetzt sind (190). Dieses Vorgehen trifft oft auf den unerfüllten Wunsch von Tätigen in der sozialen oder seelsorglichen Arbeit, menschnah zu arbeiten (190).

Baart und Timmermans formulieren dazu eine Reihe idealtypischer Fragen, die marginalisierte Menschen an ihr Gegenüber stellen (und für die sie in der öffentlichen Debatte gut hörbare Verstärker:innen suchen). Wenn das Gegenüber diese Fragen bejaht, ist der Anschluss an die politische Ebene hergestellt:

- ✓ 1 Zählt es
- ✓ 2 für dich
- ✓ 3 dass mir
- ✓ 4 dies
- ✓ 5 hier

- ✓ 6 immer wieder
- ✓ 7 so passiert
- ✓ 8 und weh tut
- ✓ 9 und aufhören muss. (194)

Diese Fragen müssen gerade nicht verbal gestellt werden, sondern machen sich meist in bestimmten Ausdruckshandlungen bemerkbar, die es sensibel wahrzunehmen gilt. Des Weiteren gehen Timmermans/Baart von vier grundlegenden *Annahmen über die Wirklichkeit aus*, die natürlich auch für marginalisierte Menschen gelten (also demente und nichtdemente Personen verbinden!)

1. Menschen sind vernünftige und kompetent handelnde Personen, auch wenn sie dumme Dinge tun.
2. Das Gute ist nur zusammen mit dem Tragischen zugänglich.
3. Was für Menschen von Bedeutung ist, muss sich im Kontext zeigen und wird nur gefunden, indem man sich vor Ort für Leben und Zusammenleben engagiert.
4. In ungünstigen Situationen können Menschen überleben, wenn ihre Würde wiederhergestellt und aufrechterhalten wird. (194)

Presentie im Umgang mit Demenz: Augenmerk auf das „unverständliche Verhalten“

In der Voruntersuchung zu *Dementie van binnenuit* wurden Schauspieler, die in die Rolle von Menschen mit fortgeschrittener Demenz schlüpften, nach ihren Erfahrungen beim Mitfühlen befragt. Ein Beispiel: Häufig signalisierten sie als Menschen mit fortgeschrittener Demenz, dass man in der Pflege mit zu hohem Tempo agiert (Leest 2019, 10). Wer seine Worte oder Anweisungen wiederholt, weil er oder sie von dem an Demenz erkrankten Menschen nicht verstanden wird, macht seine Sprache dadurch noch unverständlicher. Aber auch physische Anwesenheit kann bedrängend wirken und Panik auslösen.

Hier braucht es eine Umkehrbewegung beim Sorgenden: Lernen, zu „kleinen“ körperlichen Bewegungen bereit zu sein als Zeichen der Anwesenheit (Leest 2019, 11). Kontakt und Verbindung sind bei professioneller Pflege nämlich nicht immer das Gleiche.

Oft kommt der Kontakt zu schnell, ist zu flüchtig, um beim dementen Gegenüber anzudocken: Jemand der nach dem Partner ruft, will, dass jemand da sei, der mit ihm ruft! Pflege von Menschen mit fortgeschrittener Demenz bedarf deshalb vor allem der nonverbalen Kontaktaufnahme mit dem emotionalen Gehirn (Leest 2019, 11). Allein die aufrichtige Achtsamkeit auf das Verhalten, und dass sich Anschließen an die Lebenswelt und die Bedürfnisse des anderen bewirken Schritte in Richtung eines Kurswechsels z.B. gegenüber unerwünschtem oder unverständlichem Verhalten von Menschen mit fortgeschrittener Demenz. Ebenso auch in der Wahrnehmung solchen Verhaltens in der sozialen und politischen Öffentlichkeit. Ethisch gesprochen geht es dabei um die Abwendung von der Unterscheidung „Beschreibung – Bewertung“ hin zu einer Unterscheidung „Entdeckung – Begründung“ (Timmerman/Vosman, 327).

Baart und seiner Mitstreiter:innen nehmen also nicht zuerst die Erfahrung des Pflegepersonals im Umgang mit der oder dem Erkrankten in den Blick. Sie fragen vielmehr nach deren alltäglichem Erleben: Eine Person mit fortgeschrittener Demenz (Leest 2019, 9) erlebt immer eine Trennung zwischen den anderen und sich selbst. Dort draußen, außerhalb der eigenen „bubble“ spielt sich ein völlig anderes Leben ab. Oder die Person erlebt, dass ihre Wahrnehmung zu weit offensteht, so dass ohne Filter alles in sie eindringen kann und sie permanent überfordert, ohne dass sie dies verbal kundtun könnte. Auch lässt sich zeigen, dass demenzerkrankte Menschen, die in einer Fötus-Haltung verharren, in ihrer Hypersensitivität alles wahrnehmen. Vor allem: den Verlust und die Unsicherheit, die damit verbunden sind, in einer Blase zu leben. Der Abstand zur Außenwelt wird schmerzlich erlebt. Daraus entsteht wiederum ein Erleben von Ohnmacht, weil die Kontaktaufnahme nach „draußen“ nicht mehr gelingt. Hinter dem panischen Verhalten, das außen wahrgenommen wird, verbirgt sich der verzweifelte Versuch, das „Eigene“ zu verteidigen, soweit das unter den Bedingungen von Sprachverlust noch möglich erscheint (Leest 2019, 9).

Auf die Person ausgerichtete Pflege als gute Pflege

„Gute Pflege“ im Rahmen von *Presentie* basiert nach Baart auf einem Perspektivwechsel gegenüber dem gängigen Pflegesystem, weg vom einseitigen Bild des aktiven Tuns, bei dem der zu umsorgende Mensch als schwächeres Gegenüber angesehen wird, hin zu einem von Beziehung geprägten Miteinander auf der Ebene der Person. Im Zugang zum „Fremden des dementen Menschen“, der „gesunde“ Personen häufig zunächst verunsichert und hilflos macht. Doch gerade in diesem Zugang bekommt die sorgende Person auch Zugang zum „eigenen Fremden“. Es geht also darum, präsent zu sein in dem was der/die an Demenz erkrankte Person tagtäglich erlebt, und wie sie es (von innen heraus) erlebt.

Methode des Vorgehens

Mit Hilfe von Schauspieler:innen, die gelernt haben demente Personen darzustellen, so genannten *Trainingsakteuren*, die in den Niederlanden zu Schulungszwecken engagiert werden können, wurde eine dem Buch *Dementie van binnenuit* vorausgehende Voruntersuchung durchgeführt, bevor die Autor:innen selbst in das *Shadowing* (Leest u.a. 2021 Beilage 2) mit sechs ausgewählten Bewohner:innen eines Demenzzentrums hinein gingen. Sie gingen ihnen wortwörtlich über jeweils vier Tage einfach hinterher, um sich in sie einzufühlen, beobachteten kleinste Bewegungen. Die Einfühlung in oft minimale körperliche Ausdrucksformen ermöglichte es, relativ genaue „Aussagen“ von Menschen mit fortgeschrittener Demenz zu erhalten. Im Buch selbst sind diese in blauer Schriftfarbe wiedergegeben im Kontrast zum fortlaufenden Text. Diese „Umschriften“ sind keine sprachlichen Protokolle, sondern beschreiben in detaillierter Sprache den persönlichen Zugang, welchen die Personen mit fortgeschrittener Demenz ihnen durch ihr leibbetontes Ausdrucksverhalten gewährten (vgl. Leest 2019, 11). Wenn die Umgebung lernt, sich auf solche Weise „heran-zu-fühlen“, wird die erkrankte Person aus der Not befreit, immer nur *re-agieren* zu können.

Für Pflegende, Angehörige oder Freiwillige usw. heißt der Lernweg also: Es *anders* machen als gewohnt. Nicht fragen, sondern mittun. Eigene Routinen loslassen, eigene Unsicherheit erkennen. Den Entschluss fassen, an der eigenen Angst entlangzugehen

(Leest 2019, 11). Spiegelbildlich erleben die „Gesunden“ dabei an sich selbst die gleichen Nöte wie die Kranken. Als Personen verbindet sie miteinander – ihre Verwundbarkeit. Etwa, wenn sie den Verlust dessen erleben, worauf sie bislang bauen konnten. Oder den Verlust des Herrschen-Könnens und der Routine.

Aus einer Explosion von Panik („Aggressivität“) kommt niemand so leicht heraus. Non-verbales Verhalten ermöglicht es aber, die eigene innere Person immer wieder fallen zu lassen und immer wieder zu fassen versuchen. Die Methode der Annäherung des „Gesunden“ an das eigene Leben ermöglicht so die Einfühlung in die dementiell erkrankte Person (Leest 2019, 11). Aus der so veränderten Perspektive der „präsentischen Herangehensweise“ wird erkennbar: JEDER braucht die Anerkennung der eigenen Person durch das Gegenüber der menschlichen Präsenz im anderen Menschen.

Die **acht Arbeitsprinzipien der präsentischen Herangehensweise** (vgl. Timmerman/Baart, 202) erscheinen auf diesem personalen Hintergrund für den professionellen Umgang mit Menschen mit fortgeschrittener Demenz hilfreiche Werkzeuge:

1. Achtsame, wohlwollende Beobachtung, im Sich-der-Lebenswelt-der-Betroffenen-Aussetzen
2. Empirische Befragung der Fachkräfte, die Anschluss suchen an individuelle und soziale Lebenswelten, Geschichte; Läufe in Familien und Nachbarschaften
3. Literatur nicht nur aus Seelsorge und Gesundheitswesen, sondern auch aus Sozialwesen und Management einbeziehen
4. Themengetrieben sein: Wie kommt man ... mit „überflüssigen“ ... Menschen in Kontakt?
5. Situiert in einer Ethik der Achtsamkeit
6. Präsenz vs. Hyperinterventionismus und Kritik der Distanzierung
7. Wechselwirkung von empirischer Untersuchung und Reflexion, konzeptionell – theoretisch, auch mit Blick auf das Tragische
8. Präsenz verbinden mit normativ-reflexiver Berufsausübung und praktischer Weisheit

Die Autor:innen von *Dementie van binnenuit* selbst finden durch ihre Beziehung zu den Menschen mit fortgeschrittener Demenz sieben wichtige Antworten auf ihre Ausgangsfrage:

„Wie ist es ein Mensch mit fortgeschrittener Demenz zu sein?“ (Leest u.a. 2021 passim)

1. Jemand mit Demenz zu sein bedeutet Leiden und Lebenslust.
2. Leben mit weniger verfügbaren Worten fragt nach mehr (öffentlich hörbaren) Stimmen.
3. Der Körper kommt nicht mehr mit und hilft.
4. Die Außenwelt dringt zu viel und zu wenig nach innen.
5. Das Leben wird kleiner, die Aufgaben größer.
6. Der Mensch mit fortgeschrittener Demenz hat viel und wenig Zeit zugleich
7. Ein Leben mit mehr und weniger von sich selbst – ein Argument gegen die „leere Hülle“

Leben mit fortgeschrittener Demenz ist demnach ebenso von Uneindeutigkeit geprägt, wie auch menschliche Sprache oft uneindeutig bzw. doppelsinnig ist. Es gibt Elend, aber nicht nur. Bei Verlust gibt es auch Gewinn. Demenz macht sprachlos und verdient gerade deshalb mehr öffentlich vernehmbare Stimmen. Beide Seiten leben angesichts einer Situation von solcher Uneindeutigkeit. Das gilt es zu erkennen und auszuhalten (Vgl. Leest u.a. 2021, 115ff).

Dr. Katharina D. Oppel

AUS DER THEORIE

Quellen:

Baart, A.; van Dijke, J. Ouwerkerk, M.; Beurskens, E., Buigzame zorg in een onbuigzame wereld. Presentie als Transitiekracht; Den Haag 2011 – Deutungsbegriff für neue gesellschaftliche Gefährdungen?“, in Transit – Europäische Revue 29,125-141.

Hark, S., „Überflüssig“

Kal, D., Das Präsenzverfahren, in: dies., Gastfreundschaft. Das niederländische Konzept Quartiermaken. Deutsche Neuausgabe der Erstausgabe von 2006, Köln 2022, 168-177.

Leest, J., Glimp van een andere wereld. Trainingsacteurs over hun ervaringen.

[Leest, J.](#); [Timmerman, G.](#); [van der Linde, M.](#); [von van Noort, Y.](#); [Ouwerkerk, M.](#), Dementie van binnenuit – Een zoektocht naar hoe het is om iemand met vergevorderde dementie te zijn); Amsterdam, Lannoo Campus 2021; mit einer fünfseitigen Beilage zur Methode der vorausgehenden Untersuchung, als Download beim Kauf des Buches unter www.lannoocampus.com/book-redirect/9789401481700 und Passwort verfügbar.

Timmerman, G.; Baart, A., Präsentische Praxis und die Theorie der Präsenz, in: Conradi, E. Vosman, F., Praxis der Achtsamkeit – Schlüsselbegriffe der Care-Ethik Frankfurt/Main, New York 2016; 189 – 208.

Ders./ Vosman, F.; Steuermannskunst als empirisch begründete Metapher in der Seelsorge: Zur Methodologie und Epistemologie qualitativ-empirischer Forschung in der Moraltheologie; in: W. Schaupp, Ethik und Empirie, Freiburg/Schweiz 2014, 323-335.

<https://www.andriesbaart.nl/>

<https://www.bodyofknowledgesociaalwerk.nl/pagina/presentiebenadering>

www.dcmnederland.nl

<https://onbegrepedragthuis.nl/presentiebenadering-andries-baart/>

<https://www.presentie.nl/opleidingen>

<https://www.swpbook.com/auteur/557/andries-baart>

<https://www.youtube.com/watch?v=TMMo8L4EBE8> Vorlesung Baart in Südafrika 2016

Ubuntu: Ich bin ein Mensch durch andere Menschen – Südafrikanische Ergänzungen zur präsentischen Heran- gehensweise von Andries Baart

Bei einem Besuch der Desmond- und Leah-Tutu-Stiftung in Kapstadt kam ich Anfang 2020 u.a. in einem Raum, der mit zahllosen Tutu-Zitaten ausgestattet war. Einige davon beeindruckten mich besonders in ihrer Menschlichkeit, darunter der folgende Text, den ich – wie auch die Aussagen von Baart und anderen – hier aus dem Englischen übersetze:

„*Ubuntu* lässt sich nur sehr mühsam in eine westliche Sprache übersetzen. Es spricht vom innersten Kern des Menschseins. Möchten wir jemand unsere höchste Wertschätzung zukommen lassen, dann sagen wir: „*Yu, u nobuntu!*“ „*Hey, er oder sie hat Ubuntu!*“ Dann bist du großzügig, du bist gastfreundlich, du bist freundlich und fürsorglich und mitfühlend. Du teilst was du hast. Es bedeutet: Mein Menschsein ist aufgefangen in deinem, untrennbar mit ihm verbunden.“ Wir gehören zu einem Bündel von Leben. Wir sagen: „Eine Person ist eine Person durch andere Personen.“ Es besagt nicht: „Ich denke, also bin ich.“ Es besagt vielmehr: „Ich bin ein Mensch, weil ich dazu gehöre. Ich nehme teil. Ich teile.“ Eine Person mit *Ubuntu* ist offen und abkömmlich für andere. Sie bestätigt andere, fühlt sich nicht bedroht durch die Fähigkeiten anderer, denn er oder sie verfügt über eine eigene Selbstsicherheit aus dem Wissen heraus, dass er oder sie zu einem größeren Ganzen gehört, und dass sie als Mensch herabgesetzt ist, wenn andere erniedrigt oder herabgesetzt, gefoltert oder unterdrückt oder unter ihrer Würde behandelt werden“ (Tutu 2000, 31).

Die Weltanschauung *Ubuntu* hat seit der vorkolonialen Zeit ganz unterschiedliche Bereiche des Menschseins südlich der Sahara geprägt, insbesondere den Übergang des heutigen Südafrika vom Apartheids-Staat zur Regenbogennation. Bei *Ubuntu* handelt es sich um eine panafrikanische, traditionelle Weltansicht noch aus der vorkolonialen Zeit mit einer expliziten Idee vom guten Zusammenleben der Menschen. *Muntu ngumuntu ngabantu* – ein Mensch hängt von anderen Menschen ab, um ein

Mensch zu sein in ihren oder seinen Beziehungen zu anderen Menschen. In Kap Afrikaans spricht man von *Menslikeit*. Als Bündel verschiedener Praktiken und moralischer Interpretationen dessen, wie man Dinge tut, besteht Ubuntu zum einen aus Gedanken zur sozialen Praxis, greift aber zum anderen in viele verschiedene Gebiete der Gesellschaft: das Beenden von Konflikten, die Sorge füreinander, politische Ordnung und Autorität, das Leben in der Ehe ... (Baart 2016 33:29 – 35:35).

In seinem individualisierten Verständnis von Begegnung als *Begegnung von (einer) Person zu (einer) Person* unterscheidet sich das relationale Denken des Westens deutlich vom afrikanischen. *Ubuntu* versteht Begegnung immer in einem starken sozialen Verwobensein mit allen anderen, auch über die Zeiten hinweg zu den Vorfahren wie zu den künftigen Generationen (vgl. Baart 2016 44:33). Erzbischof Desmond Tutu (1931-2021), als Vorsitzender des *South African Council of Churches* (SACC) Friedensnobelpreisträger 1984 und ab 1996 Leiter der südafrikanischen Wahrheits- und Versöhnungskommission, fasst es einprägsam so zusammen: „Mein Menschsein ist aufgefangen in deinem, untrennbar mit ihm verbunden“ (Tutu 2000, 31).

Zunächst ein Blick zurück

In der letzten Ausgabe von *endlICH leben* habe ich die Grundlagen von *Presentie*, der *präsentischen Herangehensweise* des niederländischen Care-Ethikers Andries Baart unter besonderer Berücksichtigung des Umgangs mit an Demenz erkrankten Personen dargestellt (*endlICH leben* 2/2022, 22-29). Baart erforscht und beleuchtet mit dem Modell der *präsentischen Herangehensweise* seit 2015 auch die Entwicklung der Care-Ethik in Südafrika, primär bezogen auf die Situation vulnerabler Menschen der älteren Generationen (vgl. Baart 2016 6:33-57). Dazu hat er sich in *Ubuntu* eingearbeitet. Sowohl *Presentie* als auch *Ubuntu* definiert er in einem weiten Sinne als relationale (d.h. beziehungsorientierte) Ansätze von Care-Ethik bzw. -Praxis, und befragt sie auf ihre gegenseitige Anschlussfähigkeit hin.

Presentie als Teilbereich der Care-Ethik führt dabei, wie im zuvor beschrieben, zu folgenden Erkenntnissen zum wechselseitigen Beziehungsgeschehen in der Pflege bzw. Sorge für vulnerable Menschen:

„*Gute Pflege* im Rahmen von *Presentie* basiert nach Baart auf einem Perspektivwechsel gegenüber dem gängigen Pflegesystem, weg vom einseitigen Bild des aktiven Tuns, bei dem der zu umsorgende Mensch als schwächeres Gegenüber angesehen wird, hin zu einem von Beziehung geprägten Miteinander auf der Ebene der Person. Im Zugang zum ‚Fremden des dementen Menschen‘, wird die ‚gesunde‘ Person häufig zunächst verunsichert und hilflos. Doch gerade in diesem Zugang bekommt die sorgende Person auch Zugang zum ‚eigenen Fremden‘. Es geht also darum, präsent zu sein in dem was der/die an Demenz erkrankte Person tagtäglich erlebt, und wie sie es (von innen heraus) erlebt ... Die Methode der Annäherung des ‚Gesunden‘ an das eigene Leben ermöglicht so die Einfühlung in die dementiell erkrankte Person“ (Leest, 2019, 11). Aus der veränderten Perspektive der präsentischen Herangehensweise wird deutlich: „JEDER braucht die Anerkennung der eigenen Person durch das Gegenüber der menschlichen Präsenz im anderen Menschen“ (Oppel 2/2022, 26-27).

Präsentische Herangehensweise im südafrikanischen Kontext

Baarts Anliegen im Blick auf ältere und alte Menschen in Südafrika lautet: *Sorge für verwundbare Menschen in der spätmodernen Gesellschaft – hin zu einer neuen Phase von Ubuntu*. Baart fokussiert seine Überlegungen auf die Frage, wie *Ubuntu* als Referenzrahmen im südafrikanischen Kontext verstärkt werden kann mit einer Perspektive von *präsentischer Herangehensweise* innerhalb der Care-Ethik allgemein. Dem liegt zunächst sein universal-menschlicher Präsenz-Begriff zugrunde: Jeder Mensch ist auf die eine oder andere Weise auf Sorge/Care angewiesen und benötigt sie, und sei es nur beim Aufpumpen eines Fahrradreifens. Nicht immer ist Erfolg garantiert, wenn jemand sorgt, auch nicht Zufriedenheit. Doch, so Baart, selbst wenn man nichts tun kann, kann man immer noch bleiben, anstatt davon zu laufen (vgl. Baart 2016 17:00 – 20:09). In sozialpolitischer Hinsicht spricht Baart vorrangig von Südafrika, wo speziell durch die Folgen der Aids-/HIV-Epidemie viele Großeltern aus Verantwortungsgefühl ihre verwaisten Enkelkinder großziehen und von ihnen erwartet wird, dass sie die jüngere Generation finanziell stützen. Zugleich wird durch die Abwanderung junger Erwachsener auf der Suche nach Arbeit und/oder einem individuelleren westlichen Lebensstil die Marginalisierung und weitere Verarmung der älteren Generation vorangetrieben. Hier scheint *Ubuntu* aktuell zu wenig zu greifen, obwohl es sich als Schlagwort in Politik und Gesellschaft großer Beliebtheit erfreut.

AUS DER THEORIE

Baart gibt weiter zu bedenken, dass die Marginalisierung alter Menschen ebenso wie Altersarmut, Einsamkeit und das Ringen mit sich selbst auch in Westeuropa an der Tagesordnung sind. Das kann sich äußern in Gewalt, finanzieller Ausbeutung und in Gestalt der „unaddressed victims“, d.h. Menschen, die zu Opfern des gesellschaftlichen Systems werden, ohne dass jemand von ihnen Notiz nimmt.

Auch in Südafrika kursieren also falsche Altersbilder. Die steigende Zahl geschwächter bzw. gebrechlicher alter Menschen bringt sogar Programme mit Anleitungen zur Selbst-Fürsorge hervor, weil die staatliche Versorgung zu teuer wird. Eine bloß umverteilende Regierungs- und NGO-Politik wird deshalb, so Baart, dauerhaft nicht ausreichen. Und makrosoziale Entwicklungen sind darüber hinaus dort kaum kontrollierbar, wie wir heute (Ende 2022) auf dem Hintergrund von Krieg und Pandemie in Europa und weltweit auch deutlicher erkennen können als noch vor fünf bis zehn Jahren.

Die präsentische Herangehensweise – ein Ansatz relationaler Sorge innerhalb der Care-Ethik

Nicht nur im Bereich der Begleitung demenziell veränderter Menschen, sondern in vielen anderen Bereichen der Fürsorge gilt für Baart der Grundsatz: „Die Liebe wird dich heilen.“ Die präsentische Herangehensweise stellt für ihn eine Spielart der Sorge in Beziehung dar, die speziell den am meisten verwundbaren Menschen gilt, geleitet von dem Grundsatz: *„Mit Menschen sein, um für sie da zu sein, und dann beginnen zu sorgen.“* Dazu zählen folgende Aspekte:

- Dasein mit der/dem anderen
- Enge Verbindung und achtsames Finetuning einüben
- Die eigene Perspektive verändern, ein beschreibbares Vorgehen (bracketing) wählen
- Das Pflege-Angebot beziehungsorientiert aufstellen, nicht mit Geld determinieren
- Fürsorge stets mit Ehre und Anerkennung zukommen lassen. Sonst kann es sein, dass die Empfangenden den Gebenden deutlich machen: Ich behalte meine Ehre, behalte du deine Pflege für dich.

- Präsent bleiben – nicht weglaufen, wenn augenscheinlich „nichts mehr zu tun“ ist. (vgl. Baart 2016 14:25 – 20:00)

Damit distanziert sich Baart von einer „Logik des Produzierens“ im Care-Bereich. Wer stattdessen im Hier und Jetzt ist, sich in einer Ökonomie des Schenkens bewegt, lernt, aus der Perspektive der empfangenden Person heraus zu sehen. Entscheidend ist dabei, achtsam zu bleiben und auf die rechte moralische Schwerpunktsetzung zu achten:

- Wo die Abhängigkeit und Verwundbarkeit von Menschen anerkannt wird, relativiert sich die gesellschaftlich wirksame Absolutsetzung von Autonomie und Selbstbestimmung.
- Die Wahrnehmung der sozialen Position des Gegenübers und gefühlte Verantwortung treten an die Stelle rein objektiver, durch Regeln gesteuerter und neutraler Fairness.
- Das Gegenüber wird als Mensch in seinen eigenen Beziehungen, Loyalitäten, und Erwartungen gesehen (z.B. als Mutter, Arbeitgeber Freundin etc.), nicht als abstrakte moralische Handlungsträger:in ohne soziale Einbettung.
- Der Kontext brennender moralischer Komplexitäten wird berücksichtigt, anstatt fiktive moralische Dilemmata durchzuspielen.

(vgl. Baart 2016 20:44 – 22:00)

Den letztgenannten Punkt empfinde ich aktuell als den Wichtigsten im heutigen politischen und kirchlichen Kontext bezogen auf die Sorge für die Schwächeren in einer Gesellschaft vermeintlicher Stärke überhaupt.

Baart distanziert sich jedoch nicht nur, er fragt auch: Was hat die *Theorie der präsentischen Heransgehensweise* gemeinsam mit der *Care-Ethik*?

Care und Caring können als die fundamentalsten Kategorien des guten und nachhaltigen gemeinsamen Lebens angesehen werden.

Solidarität und Loyalität als die normale Form gegenseitiger Abhängigkeit ist *die* uns Menschen gemeinsame Weise zu sein und uns zu entfalten. Dazu gehören auf der anderen Seite Verwundbarkeit, Gebrechlichkeit und Prekarität als grundlegende Bedingung des Menschseins (Baart 2016 22:09 – 24:10).

In einer dementsprechenden politischen Ordnung geht es um geteilte Macht und gegenderte Wertschätzung von Beziehungsarbeit wie Care. *Presentie* ist deshalb nicht Teil der Mainstream-Care-Ethik, sondern sieht Manches davon eher kritisch.

Das Substantielle von Ubuntu – was Ubuntu im Kern ausmacht

Im nachkolonialen und nach-Apartheid Staat des neuen Südafrika sind Menschen weiter auf der Suche nach Befreiung. Sie wollen keine weitere Selbstentfremdung, fragen nach einem „Antiprogramm“, anderen Orten der Menschlichkeit. Sie wollen ein antirasistisches Programm, in Distanz zu neoliberalen Ideologien, gegen europäische Aufklärung und deren vermeintliche „Freiheit“, die sich in Autonomie und Individualismus erschöpft (vgl. Baart 31:40 – 32:16).

Baart nennt dazu wichtige Kriterien dafür, wie Ubuntu heute von unterschiedlichsten Interpret:innen verstanden wird:

Ubuntu lässt sich zum einen interpretieren als soziale Ordnung, zum anderen persönlich, als Ideal oder Beschreibung empirischer Realität; als Tugend in den Köpfen der Eliten, als gemeinsames Gut oder auch als wirtschaftliches Instrument, als allumfassende Weltanschauung oder ganz basales Prinzip. Für Broodryk handelt es sich um einen Komplex miteinander verwobener *kosmo-*, *anthropo-* und *theozentrischer* Prinzipien, laut Broodryk, „a comprehensive ancient African worldview based on the core values of intense humanness ...“ (eine zusammengefasste afrikanische Weltsicht: „die gegründet ist auf den zentralen Werten intensiven Menschseins“). *Ubuntu* geht davon aus, kein Mensch werde sich entwickeln und entfalten, wenn nicht die Gemeinschaft das Kind erzieht und das Kind danach strebt, ein wertvolles und beitragendes Glied der Gemeinschaft zu sein. Dabei gibt es wenig oder keine Unterscheidung zwischen privat und öffentlich. Die Gemeinschaft hat Priorität vor der Autonomie, was aber nicht heißt, dass das Individuum ohne persönliche Rechte ist (ebd.). Bezogen auf die *Spiritualität* werden Personen in *Ubuntu* als solche gesehen, die ein Element des Göttlichen mit sich tragen, und als solche sind sie *immer* anzuerkennen, wertzuschätzen und zu respektieren. In der *politischen Ethik*, die z.B. bei Desmond Tutu von der spirituellen bzw. christlichen nicht getrennt werden kann, bildet *Ubuntu* die Basis der südafrikanischen Verfassung von 1996 als zentrale Sicht des Menschseins, der menschlichen Würde, und der Menschenrechte aller (Baart 41:21 – 46:45).

Worin ähneln sich Ubuntu und Care-Ethik nach Baart?

1. Beide entspringen dem Denken in Beziehung und kritisieren ein Verständnis von Autonomie als dem (einzigen) Schlüssel moralischen Handelns.
2. Beide urteilen bzw. beurteilen entsprechend nicht isoliert, sondern kontextbezogen.
3. Wichtig ist beiden Sichten eine Perspektive nicht von außen, sondern von innen heraus.
4. Rechenschaft und Legitimation gewinnen beide im Modus des Erzählens, der Narrativität.
5. Sie wertschätzen in kluger Unterscheidungsweise so genannte „weiche Qualitäten“ wie Tugenden, Emotionen und Motive wie Solidarität, Mitgefühl, Aufmerksamkeit, Treue usw.
6. Sie halten die öffentliche und die private Sphäre zusammen.

(vgl. Baart 2016 59:56 – 1:01:06)

Wie kann Ubuntu die (westliche) Care-Ethik beleben?

1. Durch Dialog als Mittel zur Klärung komplexer Differenzen
2. Durch „restorative justice“; d.h. Wiedergutmachung im Sinne von Konflikttransformation
3. Durch Bereitstellung eines angemessenen Raumes für Erzählungen und Rituale
4. Durch „Wachsen lassen anstelle von ‚Produktion‘“ (vgl. Baart 2016 1:02:02)

Care-Ethik vermag Ubuntu ihrerseits zu stärken

Im Ansatz

- Indem sie keine ideologischen Gesamtpakete schnürt, d.h. klärt, von welchem Aspekt jemand gerade spricht, wenn er *Ubuntu* bemüht
- Als spätmodernes Modell von Gesellschaft und Institutionen
- Als Denken in Beziehung ohne das Gemeinschaftsprinzip absolut zu setzen

In der Entwicklung

- Wissenschaftlich begründeter Kritik anstelle von bloßen Mahnreden als treibende Kraft
- Einer kritischen Analyse von Vernunft, Gerechtigkeit und Fürsorge

AUS DER THEORIE

- Von Theoriebildung, intensivem Austausch, geeigneten Feldstudien und empirisch basierter Forschung

In der Praxis

- Ausgehend von festen Werten und Prinzipien kritische Einsichten und neue Güter zu entwickeln
- Für praktische und detaillierte Entwicklungen für den Bereich von Fürsorge und Wohlfahrt

Schlussendlich bleibt an dieser Stelle die Frage, was wir aus der von Baart gelieferten Zusammenschau von *Presentie* bzw. *Care-Ethik* und *Ubuntu* für unsere „westlichen“ Arbeitsfelder in der Seniorensorge mitnehmen – und für die Sorge für und mit vulnerablen Personengruppen generell.

Hier bekommt für mich der abgenutzte Begriff der Vernetzung noch einmal eine neue Tiefe: Vernetzung von westlich geprägten Denk- und Handlungsweisen mit solchen aus der südafrikanischen Kultur zum Beispiel.

Wer sagt uns denn, dass die vielen Pflegekräfte aus Afrika und aller Welt uns nicht neu zeigen könnten, dass Care mehr ist als nur eine politisch und finanziell vorstrukturierte Form von *Organisation*, die man vulnerablen Personen angedeihen lässt?

Dass gerade die natürliche gegenseitige Abhängigkeit von Menschen neu zu entdecken wäre? Ebenso die Loyalitäten, die unsere Bewohner:innen als Vernetzungen aus ihrer persönlichen Lebensgeschichte – als Väter und Mütter, als Berufstätige und Freund*innen etc. – mitbringen?

Desmond Tutu benennt die Erfahrung, dass das, was wir in solcher Weise tun, jeweils das bestmögliche Instrument sein wird in einer imperfekten Welt (Tutu, 281). Und dass dort, wo es uns gelingt, menschlich zu handeln, etwas von dem spürbar wird, was er „belonging“ nennt: Dazugehörigkeit anstelle von Entfremdung, „indem man – mit null Toleranz für Intoleranz – für eine inklusivere Gesellschaft arbeitet, in der die meisten, wenn nicht alle, spüren können, dass sie dazu gehören, dass sie Insider sind und keine Außenseiter oder Fremdlinge, zurückgedrängt an den Rand der Gesellschaft“ (ebd.).

Dr. Katharina D. Oppel

Literatur:

Baart, Andries J., Prestige Lecture Optentia 3.3.2016: *Care for vulnerable people in late modern society – towards a new phase of Ubuntu*, <https://www.youtube.com/watch?v=TMMo8L4EBE8>, Zugriff am 28.11.2022.

Hoffman, Jako, *Negotiating care for older people in South Africa: between the ideal and the pragmatics*, in: Ders; Pype Katrien (Hrsg.), *Aging in Sub-Saharan Africa. Spaces and practices of care*, Bristol 2018, 159 – 181.

Tutu, Desmond Mphilo, *No Future without Forgiveness*, New York 2000

AUF DEM WEG NACH 2030

Arbeit an der neu errichteten Leitungsstelle in der Seniorenpastoral in den Münchener Dekanaten Feldmoching, Freimann und Nymphenburg. Gedanken und Erfahrungen

Die neue Ausrichtung in der Seelsorge hat auch gravierende Auswirkungen auf die Seniorenpastoral, besonders für Kolleginnen und Kollegen, die schon lange im Heim arbeiten. Als Neuling in der Seniorenpastoral bin ich unter anderen Voraussetzungen eingestiegen und möchte diese skizzieren. Vielleicht ist es für manche hilfreich.

Heimseelsorge

Ein Schwerpunkt ist auch für mich die Heimseelsorge, weil sich auch in meinem Soziale Raum eines befindet. Es ist mittlerer Größe und nicht in kirchlicher Trägerschaft (AWO). Es gibt keine Kapelle, sondern ich teile mit den anderen Veranstaltungen den neutral gehaltenen Saal. Einen Schrank konnte ich allerdings mittlerweile bekommen, so dass ich die Sachen nicht mehr aus der Pfarrei herankarren (lassen) muss. So weit sind das gute Bedingungen für einen würdigen Gottesdienst. Mit halber Stelle bleibt noch ein bisschen Zeit für Begegnungen. Manche ergeben sich aus der Gottesdienstgemeinde, andere durch gezielte oder zufällige Kontakte. Damit ich meine Zeit möglichst gut nutze, versuche ich, möglichst genau hinzuhören und -zuschauen, ob ich Zeichen für eine Not erkenne, die eine Ansprache sucht. Auch beim Personal oder Angehörigen soll meine Offenheit spürbar werden.

Seniorentreffs

Ein zweiter Schwerpunkt sind die alten Menschen in den Pfarreien. Mein Anstoß, corona-bedingt ausgefallene Seniorentreffs wieder zu beleben, ist in meinen Pfarreien durchweg gut angekommen. Die alten oder auch neue Teams haben sich gebildet. Dort ist man dankbar für meine organisatorischen und spirituellen Impulse. Neu hinzugekommen ist ein Bibelgespräch. Zeitlich bleibt das überschaubar. Die Zusammenarbeit mit den Pfarreien bleibt auch überschaubar, weil mein Arbeiten dort einer projektbezogenen Arbeit gleicht, ich also weitgehend aus dem Alltag der Pfarrei Abstand halten kann. Meine Klientel sind die Menschen, die in „meine“ Veranstaltungen kommen.

Sozialräumliches Arbeiten

Unter diesem Punkt will ich zusammenfassen, wo ich über Heim und Pfarrei hinaus meine Präsenz zeigen will. Das betrifft die Örtliche Altenhilfe (ÖAG) oder den Facharbeitskreis (FAK) im jeweiligen Stadtteil. Bei mir sind das die Stadtteile Milbertshofen – Am Hart und Feldmoching – Hasenberg. In der jeweiligen ÖAG, bzw. im FAK versammeln sich die Vertretungen der ASZ's, des Sozialbürgerhauses, der Diakonie, der Caritas etc., wobei es natürlich einfacher ist, mit den kirchlichen Einrichtungen in Kooperation zu treten. Diese sieht bei mir so aus, dass ich schon wiederholt zum Seelsorgegespräch bei Menschen geladen wurde. Auch gegenüber nichtkirchlichen Einrichtungen mache ich die Erfahrung, dass sie sehr positiv überrascht sind, wenn Kirche buchstäblich über den Kirchturm hinausschaut, auf andere zugeht und das Gespräch anbietet. Gleich beim ersten Mal ist mir angeboten worden, dass eines der Themen im Lauf des Jahres „Seelsorge“ sein soll. Ziel erreicht! Mein Ziel ist, die Einrichtungen zu sensibilisieren, was Seelsorge sein könnte. Nicht, dass sie sie selbst leisten sollen, aber den Blick bekommen, wer Seelsorge brauchen könnte. Wenn es uns ein wenig gelingt, gemeinsam drauf zu schauen, kann das für die Menschen ein großer Gewinn sein und Kirche ist (wieder) relevant. Ist das kompliziert oder eine hohe Hürde? Ich glaube nicht. Es braucht eigentlich „nur“ die Bereitschaft, das säkulare Umfeld nicht als Gegner zu sehen, sondern als Kooperationspartner in eigener Sache.

*Gerhard Wachinger,
Leiter der Seniorenpastoral in den
Dekanaten Feldmoching, Freimann, Nymphenburg*

DemenzGuide – die App für Angehörige

Seit 1. Februar gibt es eine neue App auf dem Markt – den DemenzGuide. Diese App ist ein Kooperationsprodukt der evangelisch-lutherischen Altenheimseelsorge im Dekanatsbezirk München (Edith Öxler) und der Abt. Seniorenpastoral im Erzbischöflichen Ordinariat München (Dr. Maria Kotulek), mit der Fachgruppe Demenz des Erzbistums.

Die App beinhaltet drei Rubriken mit den Bereichen Information, Resilienz und Spiritualität:

- Rubrik Wissen mit Infos zu Begegnungen gestalten, Verhaltenstipps und Kurzinfos zum Demenzsyndrom -> Infobereich
- Rubrik Auszeit: Idee des Tages, Denkanstöße und geteiltes Leid -> Resilienzbereich od. ressourcenorientierter Bereich
- Rubrik Zuspruch: Trost der Bibel, Humor, Zitate -> spiritueller Bereich

Das Ziel der App:

Die App unterstützt Angehörige von Menschen mit Demenz in ihrer schwierigen Situation und bietet niederschwellig und innovativ auch spirituelle und religiöse Impulse an.

Die Haupt-Zielgruppen:

An- und Zugehörige (Partner, Kinder, Enkel, etc. von Menschen mit Demenz)

Weitere Zielgruppen:

Pflegekräfte, Soziale Begleiter:innen, Seelsorgende, ehrenamtlich Engagierte

Wenn Sie die App interessiert, finden Sie hier einen kurzen Film dazu:

www.erzbistum-muenchen.de/demenzguide

Der Download der App ist mit diesem QR-Code möglich oder unter:

<https://www.elkb.org/anwendung/demenzguide>



Das bayerische Staatsministerium für Gesundheit und Pflege hat die Bewerbung der App dankenswerter Weise unterstützt und deren Vorstellung mit Informationen zu den Hintergründen und Zielen in einem Webinar ermöglicht:

<https://digidem-bayern.de/demenzguide-die-app-fuer-angehoerige-mit-dr-maria-kotulek/>

Für Seelsorgende eignet sich die App, um selbst Impulse zu erhalten. Mit der Weitergabe der Info, dass es dieses kostenlose Tool gibt, können sie die oben genannten Zielgruppen unterstützen.

Zur App gibt es auch einen (Pfarrbrief-)Artikel, der bei der Fachstelle Demenz (E-Mail: MKotulek@eomuc.de) als Word-Dokument bestellt werden kann.

Dr. Maria Kotulek

Frauen im Neuen Testament

Auf den ersten Blick mag die Themenwahl für die Fortbildung der Seniorenclub-Leitenden erstaunen. In diesen turbulenten Zeiten ausgerechnet die Bibel aufschlagen? Doch! Wir gehen ganz bewusst an das Fundament unseres christlichen Lebens. Wir vergewissern uns, was uns im Glauben trägt und stärkt, wir hören auf das Wort Gottes. Zugleich ist das Thema aktuell, denn die Diskussionen und Beschlüsse des „Synodalen Wegs“ drehen sich auch darum, wie Frauen in der Kirche nicht nur stärker, sondern auch gerechter beteiligt sein können. Von diesen Debatten führt ein direkter Weg ins Neue Testament.

Für Katholiken und Katholikinnen hat sich der Zugang zur Bibel erst seit gut 60 Jahren, also seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, richtig geöffnet. Davor galt meistens: „Bibel lesen – das tun die Protestanten, wir haben den Katechismus“. Die Auslegung der Bibel wiederum war Sache der Pfarrer, also von Männern, die ihre Ausbildung wiederum von Männern erhalten haben: Die Exegeten, diejenigen, die wissenschaftlich die Bibel betrachten, waren damals ausnahmslos Männer. In den 1970er und 1980er Jahren änderte sich das. Immer mehr Frauen beschäftigten sich mit Theologie und brachten die gesellschaftlichen Aufbrüche mit ein. Es entstand die feministische Exegese, die es sich zum Hauptanliegen machte, die Frauen in der Bibel, die Frauen der Bibel (wieder) sichtbar zu machen. Sie sollten nicht mehr „mitgemeint“ sein, wenn von den „Brüdern“ die Rede ist, sondern ihre Präsenz wiedergewinnen. Die verwischten Spuren, die auf die Bedeutung von Frauen in der Bibel hinweisen, werden wieder sichtbar gemacht.

In unseren Vorschlägen für die Gestaltung von Seniorentreffs stellen wir Ihnen bekannte und unbekanntere Frauen im Neuen Testament vor. Wir meinen, dass diese biblischen Persönlichkeiten sich in Verbindung bringen lassen zum Leben und Glauben von Seniorinnen heute. Zum Beispiel das Erleben, als Frau in Rollen gedrängt zu werden, um die eigene Würde und Wertschätzung kämpfen zu müssen, aber auch die Würde und Kraft schenkende Erfahrung, von Gott gesehen zu sein, ja, sein Abbild zu sein (so die Schöpfungserzählung Gen 1,27).

Frauen sind in allen Phasen der Geschichte Israels und des frühen Christentums aktiv! So nennt Paulus im letzten Kapitel seines Briefs an die Gemeinde in Rom neun Frauen, an die er Grüße bestellt. Eine dieser Frauen, **Junia**, wurde jahrhundertlang als Mann betrachtet, indem man ihren Namen in „Junias“ umwandelte. Paulus nennt sie und ihren Mann Andronikus „angesehene Apostel“. Eine Frau als Apostel? Das kann nicht sein! So die männliche Sichtweise. Ähnlich wie mit Junia verfahren die Bibelausleger im Lauf der Jahrhunderte auch mit anderen Frauen, die in den frühen Gemeinden herausragende und leitende Positionen innehatten. Sie wurden verschwiegen, ihre Rolle durch verfälschende Übersetzungen verkleinert, wenn etwa die griechische Bezeichnung *diákonos* bei Männern mit „Diakon“ übersetzt wurde, während derselbe Titel dort, wo er eine Frau bezeichnet, in der Übersetzung zur „Dienerin“ wurde. Nun bekommen die Frauen die ihnen zustehende Wertschätzung zurück, wie **Lydia**, die Purpurchändlerin und erste Christin auf europäischem Boden.

Und Jesus? Die Evangelien erzählen von Begegnungen mit Frauen, in denen Jesus entgegen damals herrschenden Konventionen handelt. Die Leseordnung der Liturgie an den Sonn- und Feiertagen verhindert oft, dass diese Abschnitte gelesen werden. So, wenn alle drei Jahre am Palmsonntag die Passionserzählung des Markusevangeliums vorgetragen wird. Die Erzählung von der **Salbung Jesu in Betanien durch eine unbekannte Frau** fällt dabei meist weg, weil die Kurzfassung gelesen wird. „Überall auf der Welt, wo das Evangelium verkündet wird, wird man sich an sie erinnern und erzählen, was sie getan hat.“ (Mk 14,9) Ist das so? Oder die **Heilung der gekrümmten Frau** an einem Sabbat, die das Lukasevangelium erzählt. Auch sie taucht in der Leseordnung der Sonntage nicht auf.

Andere Frauen dagegen sind unfreiwillig zu Rollenmodellen geworden, wie **Marta und ihre Schwester Maria**. Die sorgende Hausfrau wird ausgespielt gegen die fromme Schwester. Aber trifft dieses Klischee wirklich den Kern dieser Erzählung? Oder Rollen werden umgekehrt, wie durch die **kanaanäische Frau**, Mutter eines kranken Kindes: Sie beeindruckt Jesus durch ihre Hartnäckigkeit und Schlagfertigkeit und macht ihn zum Lernenden.

AUS DER PRAXIS

Manche Bilder aus den Gleichnissen Jesu sind sprichwörtlich geworden, wie das verlorene Schaf. Aber wer kennt das Gleichnis von der **verlorenen Drachme**? Oder das **Gleichnis vom Sauerteig**? Zwei Beispiele dafür, dass Jesus in seinen Gleichnissen nicht nur die Lebenswelt von Männern als Vorlage nimmt, sondern auch die von Frauen. Mit überraschenden Pointen!

Dr. Martina Eschenweck

Wenn auch Sie zu Frauen in der Bibel Einheiten gestalten möchten, können Sie bei uns (Seniorenpastoral@eomuc.de) zu den orange abgedruckten Perikopen Gestaltungunterlagen erhalten. Diese wurden von folgenden Kolleginnen erarbeitet:

Margret Atzinger

Dr. Martina Eschenweck

Petra Fußberger-Diehl

Waltraud Jetz-Deser

Marianne Kaltner

Adelheid Lappy

Marion Mauer-Diesch

IN VERBINDUNG BLEIBEN

„Der Mensch lebt nicht nur von Brot“ (LK 4,4c)

Brot und Glauben teilen

Ein gutes selbstgebackenes oder handwerklich hergestelltes Brot ist für viele purer Genuss! Die Wiege des europäischen Brotes hat übrigens in Ägypten gestanden: Manche vermuten, dass dort bereits 5000 vor Christus gesäuertes Brot bekannt war. Im 3. Jahrtausend vor Christus lassen sich in diesem Kulturraum bereits über 30 verschiedene Brotsorten identifizieren. Das Volk Israel hat in Ägypten dieses gesäuerte Brot kennengelernt. Beim Auszug aus Ägypten nahmen die Israeliten allerdings ungesäuertes Fladenbrot mit, da keine Zeit blieb, gesäuertes Brot zu backen (Buch Exodus, Kapitel 12). An Ostern, dem christlichen Urfeiertag, gedenken wir neben dem Tod und der Auferstehung Jesu der Befreiung und Errettung des Volkes Israel aus der Sklaverei Ägyptens. Wir feiern damit auch, dass Gott treu bei uns ist, dass er selbst dann bei uns ist und mit uns geht, wenn wir verzweifelt, ängstlich und sorgenvoll sind. Und wir feiern, dass Gott uns zusagt, dass wir uns darauf verlassen dürfen, dass wir bei ihm geborgen, getröstet und gerettet sind. Diesen Übergang, ja diesen Durchgang von der Hoffnungslosigkeit zur Hoffnung, von der Trauer zu Freude, und letztlich vom Tod zum Leben feiern wir schließlich in jeder Eucharistie. Dort sind Leben, Tod und Auferstehung Jesu die unverbrüchliche Zusage dafür, dass dieser Übergang für jeden von uns gelingt. „In jeder Eucharistiefeier wird Christus mit seiner verwandelnden Liebe gegenwärtig und schenkt sich in den Gaben von Brot und Wein“ (GL 580,2).

In der alten Kirche war das Agape-Mahl Teil des Gemeindelebens. In dieser religiösen Feier wurde, in Anlehnung an jüdische Mahlfeiern, der Segen über Brot und Wein gesprochen, beides ausgeteilt und im Anschluss daran mitgebrachte Speisen verzehrt. Besonders im Blick waren Arme und Bedürftige, die dort zu essen bekamen. So war das Agape-Mahl gelebte Solidarität und Glaubensgemeinschaft.

Brot backen

- Gerade in den letzten beiden Corona-Jahren ist eine Begeisterungswelle fürs Brotbacken durchs Land geschwappt. Vielleicht haben Sie sich davon (wieder) anstecken lassen? Sie finden hier ein einfaches Rezept. Die Hefe, die Sie zum Backen benötigen, haben wir für Sie schon besorgt!
- Das Selbstgebackene kann auch ein köstlicher Begleiter zur Gründonnerstagsuppe aus dem Impuls „Wachmacher-Gedanken aus dem Diözesanmuseum Freising“ sein.
- Sie mögen nicht backen? Vielleicht schenken Sie Ihre Hefe dann jemandem, von dem Sie wissen, dass er/sie gerne bäckt?
- Sie könnten auch eine Anleitung aus Ihrem Rezeptschatz für ein gutes Brot, einen duftenden Osterzopf oder einen feinen Kuchen zusammen mit dem Hefepäckchen an liebe Freund*innen oder Enkelkinder geben. Erprobte Rezepte mit Familientradition sind sehr begehrt!

Brot und Glauben teilen

- Vielerorts ist es Tradition, einen frischen Laib Brot vor dem Anschnitt zu segnen. Wenn wir im Alltag Brot segnen, dann ist das kein magisches Ritual, sondern wir vertrauen uns Gott an. Wir segnen nicht aus eigener Vollmacht, sondern wir bitten mit unseren Segensworten um den Segen Gottes.

Mit diesen kurzen Segensformeln können Sie dies tun:

„Gott segne (uns) dieses Brot“ – in Verbindung mit einem Kreuzzeichen

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen“ – in Verbindung mit drei Kreuzzeichen

- Falls Sie diese Tradition kennen, ist gerade die Osterzeit ein guter Anlass, um dieses Segenszeichen auch bewusst mit den nachfolgenden Generationen zu teilen.
- Vielleicht haben Sie Freude daran, sich mit jemandem zu einem Osterspaziergang mit Picknick zu verabreden? Mit ein paar Scheiben Brot, hartgekochten Eiern und etwas Salz, vielleicht sogar aus Ihrem Körbchen für die österliche Speisesegnung, steht einer genussvollen Pause nichts im Weg.

- Gesprächsimpulse für das Picknick:

*„Der Mensch lebt nicht nur vom Brot allein!“ – was oder wer hat Sie in Ihrem Leben besonders gestärkt?

*Was gehört für Sie traditionell ins Weihekörbchen der Speisensegnung?

Erzählen Sie sich gegenseitig davon!

Ein Rahmen für Ihr kleines Agapemahl:

- Sie könnten nach dem Austausch den Brotsegen für einen besonderen Anlass sprechen, gemeinsam Mahl halten und Ihr Zusammensein mit einem Vater unser beschließen.
- Diesen Brotsegen für einen besonderen Anlass aus dem Benediktionale, dem liturgischen Buch, das alle Segnungen enthält, ist ausdrücklich dafür gedacht, dass Sie ihn sprechen können:

„Gepriesen bist du, Herr, unser Gott, Schöpfer der Welt. Du schenkst uns das Brot, die Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit. Segne dieses Brot und gib in deiner Güte allen Menschen, was sie zum Leben brauchen. Darum bitten wir durch Christus, unseren Herrn. Amen.“

Rezept für ein Brot

Zutaten

500g Mehl

1 Päckchen Trockenhefe

500ml lauwarmes Wasser

Je nach Geschmack evtl. noch verschiedene

Körner (z.B. Kürbiskerne, Leinsamen etc.,

je 4 Esslöffel)

1 Teelöffel Salz

Etwas Butter für die Form



Foto: M. Kotulek

AUS DER PRAXIS

Zubereitung

Den Backofen auf 220 Grad vorheizen.

Eine Kastenform mit ein wenig Butter ausstreichen. Wenn Sie mögen, könnten Sie in die gefettete Form Körner streuen, dann hat Ihr Brot eine schöne Außenseite!

Alle trockenen Zutaten in eine Schüssel geben und mit dem Wasser vermengen und mindestens eine Stunde gehen lassen.

Das Brot 50 Minuten backen. Es empfiehlt sich ein feuerfestes Gefäß mit Wasser in den Ofen zu stellen.

Aus dem Ofen nehmen und aus der Kastenform stürzen; abkühlen lassen.

Adelheid Widmann

Adventfeier – Geschenke



Ziele

- Die Teilnehmenden erleben einen schön gestalteten Nachmittag, an dem Sie mit anderen zum Thema Geschenke und Advent ins Gespräch kommen (Methode: „Meine Weihnachtsgeschenke“).
- Die Teilnehmenden erhalten Impulse, um ihre Adventszeit zu gestalten (Karte „Geschenkpäckchen“).
- Die Teilnehmenden setzen sich mit der Bedeutung der Weihnachtsbotschaft auseinander (Geschichte „Onkel Hermann“).



Hintergrund

In einer Predigt hat Erzbischof Marx die Adventszeit als eine Ermunterung zur Gottesbegegnung beschrieben. Advent, das bedeute, „Mut fassen und uns neu auf den Weg zu Gott machen“. Die vorliegende Adventfeier soll Menschen einladen, sich auf Gottesbegegnung neu einzulassen.

Quelle: Altarweihe in St. Remigius Tettingen am 17.12.2007



Diözesanmuseum Freising
Inv. Nr. 2013-27
Krippenfigur aus der Haller-
Krippe, Georg und Felix
Haller, Tirol, 19. Jahrhun-
dert
Foto: Walter Bayer

Materialien

- ggf. Bild „Das Jesuskind in der Krippe“
- zum Mitgeben: „Karten mit Geschenkpäckchen“.
Vorderseite: Geschenkpäckchen; Rückseite: leer.
- Gotteslob bereitlegen
- zum Mitgeben und Austeilen: Die Texte von Christine Busta, Petrus Ceelen und Jörg Zink

Gestaltungsidee

- Zusätzlich zur Tischdekoration können Sie kleine, hübsch verpackte Päckchen auf die Tische legen. Als Akzente eignen sich auch die Karten mit den Geschenkpäckchen.
Kopieren Sie dann bitte mehr Karten als Sie Teilnehmende erwarten, da manche Karten sicher Kaffeeflecken magisch anziehen.

Einführung

Einen Satz hört man im Dezember gar nicht so selten „Hast Du schon alle Geschenke?“. Ich weiß nicht, wie Sie es halten: Schenken Sie in der Familie allen etwas zu Weihnachten oder werden nur die Kinder bedacht? Haben Sie das Schenken abgeschafft? Ist das Geschenkeauswählen für Sie Mühe oder Freude? Einen ganz besonderen Reiz haben Weihnachtsgeschenke in der Kindheit. Vielleicht erinnern Sie sich noch an Dinge, die sie heiß ersehnt haben, an Wünsche, auf deren Erfüllung sie kaum gehofft haben, an unerwartete Geschenke und an unerfüllte Wunschträume.

Viele Erwachsenen winken beim Thema „Geschenke“ ab. „Ich hab ja schon alles“, heißt es dann. Und natürlich ist da ein Körnchen Wahrheit enthalten. In einer Zeit, in der viele Menschen mehr haben als das, was sie zum Leben brauchen, verlieren Geschenke ein wenig an Bedeutung. Und trotzdem haben liebevolle Geschenke eine ganz eigene Wirkung.

Lassen Sie sich an diesem Nachmittag rund um das Schenken inspirieren.



Lied

„Macht hoch die Tür, die Tor macht weit“ – GL 218, 1-2, 4

Hinführung

Der Brauch des Schenkens ist ein sehr alter. Eine Deutung ist, dass die Geschenke, die die Heiligen Drei Könige dem Kind in der Krippe darbrachten, die Inspiration dafür sind, dass Menschen zur Geburt Christi Kindern eine Freude machen und diese beschenken.

Dabei hat sich die Tradition des Schenkens schon in der Zeitspanne, die wir überblicken können, sehr verändert. Als in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg die Not groß war und oft nur das Nötigste zum Leben vorhanden war, waren warme Socken, eine Tafel Schokolade oder ein kleines Spielzeug fürstliche Geschenke, die Kinderaugen zum Strahlen gebracht haben. Heute sind die Geschenke oft kostbar und teuer und erzeugen trotzdem nur wenig Resonanz.

Ein Geschenk zu machen, das Freude bereitet, gelingt manchmal unerwartet und ist ganz oft eine Kunst!

Methode „Meine Weihnachtsgeschenke“



Ich lade Sie ein, sich mit Ihren Nachbarn und Nachbarinnen über Weihnachtsgeschenke auszutauschen, die Ihnen in Erinnerung geblieben sind.

Gehen Sie gedanklich zurück in Ihre Kindheit oder Jugendzeit. Wenn Ihnen spontan ein Ereignis jüngeren Datums einfällt, ist auch dies in Ordnung.

- Welches Weihnachtsgeschenk war für Sie ein ganz besonderes? Erinnern Sie sich noch an etwas, worüber Sie sich sehr gefreut haben?

[Austauschzeit in Kleingruppen oder zu zweit: ca. 15-20 Minuten]

Anregung für die Leitung

- *Laden Sie danach zum Austausch ein und lassen Sie einige zur Wort kommen.*
- *Die Methode ist ressourcenorientiert. Selbstverständlich haben auch Enttäuschungen Platz. Geben Sie dem Unerfüllten Raum und achten Sie darauf, immer wieder die Aufmerksamkeit auf das Erhaltene zu lenken. Werben Sie dafür, auch das „Kleine“ wertzuschätzen. So kann ein harmonischer Weihnachtsabend schon ein Geschenk sein, oder eine Kleinigkeit, die zeigt, dass jemand an uns denkt.*
- *Achten Sie darauf, dass die Unterschiedlichkeit der Erlebnisse Platz hat.*
- *Je nach Durchschnittsalter der Gruppe, können die Erfahrungen noch sehr durch die Nachkriegszeit geprägt sein.*
- *Wenn Sie keinen Austausch in der Runde anregen mögen, können Sie mit diesen Gedanken die Methode abschließen.*

Überleitung

Wer mit Feuereifer als Kind einen Wunschzettel schreibt, der freut sich, wenn der ein oder andere Wunsch dann doch in Erfüllung geht!

Was Sie wohl heute für Wünsche haben?

Was vermuten Sie, landete bei einer Umfrage, was sich die Deutschen zu Weihnachten wünschen, auf den ersten Plätzen?

[Sie können diese Frage tatsächlich an die Runde oder auch nur rhetorisch stellen!]

Bei einer Umfrage im Advent 2010 waren dies die drei Spitzenreiter:

Gesundheit, Geld und Frieden.

Unsere Wünsche verändern sich: Im Rückblick lächeln Sie vielleicht über die Wünsche aus Ihrer Kindheit. Im Laufe des Lebens lernen wir z.B. den Charme immaterieller Geschenke zu schätzen: Gesundheit, ein nettes Gespräch, ein unerwarteter Besuch, ein Zeichen, dass jemand an uns denkt – das sind die Geschenke, die uns glücklich machen!

In ihrem Gedicht hat Christine Busta solche Geschenke für die Adventszeit beschrieben:

Gedicht



Was ich dir zum Advent schenken möchte
Einen Orgelton wider den finsternen Morgen,
meinen Atem gegen den Eiswind des Tages,
Schneeflocken als Sternverheissung am Abend.
Und ein Weglicht für den verlorengeglaubten Engel,
der uns inmitten der Nacht
die Wiedergeburt der Liebe verkündet.

Christine Busta

Diözesanmuseum Freising; Inv. Nr. 2013-27; Krippenfigur
aus der Haller-Krippe, Georg und Felix Haller, Tirol, 19. Jahrhundert
Foto: Walter Bayer



Musik – instrumental

Hier können Sie ein Musikstück einspielen, damit der Text noch ein wenig nachklingen kann...

Überleitung

Hören Sie nun eine Geschichte, in der Geschenke die vermeintliche Hauptrolle spielen:

Geschichte „Onkel Hermann aus Amerika“

Clara Kramer, in: Weihnachtsgeschichten am Kamin (3),
gesammelt von Ursula Richter und Wolf-Dieter Stubel, Hamburg 1988 (Rowohlt)

Anregung für die Leitung

- *Hier ein wenig Zeit zum Austausch und Ratschen lassen. Dann können Sie zum nächsten Lied überleiten:*



Lied

„Oh Heiland, rei die Himmel auf“ – GL 231, 1-3

Überleitung

Vielleicht geht es uns manchmal wie Frieda und Andreas: inmitten all der vielen Vorbereitung geht uns die Botschaft der Weihnacht im Trubel verloren.

In einem seiner Texte stellt Jörg Zink die Frage: „Wir schenken einander zum Fest vieles. Vielerlei. Was ist das, was Gott uns schenkt.“

Die Antwort darauf ist einfach: Gott selbst schenkt sich uns.

An Weihnachten erleben wir exemplarisch die besondere Verbundenheit Gottes mit uns Menschen: Gott wird Mensch. Er ist unser Gegenüber – ansprechbar, erreichbar.

Weihnachten lädt uns dazu ein, Gott als den zu erleben, der da ist – uns ein Gegenüber, in uns und in unseren Mitmenschen.

So bereiten wir uns im Advent darauf vor, achtsam zu werden für dieses wunderbare Geschenk der Gottesbegegnung.



Diözesanmuseum Freising; Inv. Nr. 2013-27; Krippenfiguren aus der Haller-Krippe, Georg und Felix Haller, Tirol, 19. Jahrhundert. Foto: Walter Bayer

Hören Sie nun einen Text von Petrus Ceelen dazu:

Text



Diözesanmuseum Freising; Inv. Nr. 2013-27; Krippenfiguren aus der Haller-Krippe, Georg und Felix Haller, Tirol, 19. Jahrhundert.



Foto: Walter Bayer

Ein Geschenk des Himmels

Manche Menschen wissen nicht, wie wichtig es ist, dass sie einfach da sind.

Manche Menschen wissen nicht, wie gut es tut, sie einfach zu sehen.

Manche Menschen wissen nicht, wie tröstlich ihr gütiges Lächeln ist.

Manche Menschen wissen nicht, wie wohltuend ihre Nähe ist.

Manche Menschen wissen nicht, wie viel ärmer wir ohne sie wären.

Manche Menschen wissen nicht, dass sie ein Geschenk des Himmels sind.

Sie wüssten es, würden wir es ihnen sagen!

© Petrus Ceelen

Abschluss

Auch wir sind oft sparsam mit dem einfachsten Geschenk – nämlich dem, anderen Menschen zu sagen, dass wir sie schätzen, dass sie wichtig für uns sind – dass wir dankbar sind, dass es sie gibt.

Gerade die Adventszeit als Vorbereitung auf Weihnachten ermutigt uns, freigiebig zu sein mit unserer Liebe und Wertschätzung. Vielleicht lassen Sie sich anregen, Wertschätzung zu schenken.



- ➔ Über die Hallersche Papierkrippe, die aus dem 19. Jahrhundert in Tirol stammt, gibt es ein schön gestaltetes Buch:

**Alpenglühfen und Dattelpalmen.
Die Hallersche Papierkrippe aus Tirol**

- ➔ Außerdem erhältlich:

Bilderbogen – die Krippe zum Ausschneiden
Preis 12,00 €

Geschenkpapier – bedruckt mit Motiven der Hallerschen
Preis 2,00 €

Bestelladresse

**Diözesanmuseum für christliche Kunst
der Erzdiözese München und Freising in Freising**
Domberg 21 85354 Freising
Telefon 08161-48 79 0
oder per E-Mail an: info@dimu-freising.de



Adelheid Widmann

Gedanken zu Lichtmess

SEELSORGE IM HAUS ELISABETH

Gedanken zu Lichtmess und Blasius



Bild: imago / CHROMORANGE

*„Lichtmess im Klee, Ostern im Schnee“ –
„Weiße Lichtmess - Grüne Ostern“-*



*„Gibt's an Lichtmess Sonnenschein,
wird ein spätes Frühjahr sein“*

Im Februar werden die Tage länger, das Tageslicht nimmt zu. Wie gut tut es, das Licht und die Wärme der Sonnenstrahlen auf dem Gesicht zu spüren.

Seit alters her feiern wir in dieser Zeit, 40 Tage nach Weihnachten „Maria Lichtmess“ oder Darstellung des Herrn“.

In früheren Zeiten wurden erst an diesem Tag die Weihnachtsbäume abgeräumt. An Lichtmess wechselten vor Beginn des Frühjahrs Knechte und Mägde die Arbeitsstelle oder schlossen für ein Jahr einen neuen Vertrag. Sie erhielten an diesem Tag ihren Lohn und als Zugabe ein Wachsstockerl.

Für uns Christen hat das Licht eine besondere Bedeutung. Christus ist für uns das Licht der Welt, das Orientierung und Hoffnung gibt.

Im Evangelium zum Lichtmesstag begegnen sich **Jung und Alt.**

Maria und Josef sind junge Eltern. 40 Tage nach der Geburt ihres Sohnes Jesus bringen sie ihn in den Tempel. Sie wollen ihr Kind unter den Segen und den Schutz Gottes stellen. Hier treffen sie auf zwei wunderbare hochbetagte Leute. Einen Mann und eine Frau, Simeon und Hanna.



Täglich halten sich die beiden im Tempel auf und suchen Gottes Nähe.

Trotz ihres Alters erwarten sie noch etwas und halten Ausschau. In ihrem Herzen sind sie jung geblieben, weil sie ihre Hoffnung und Sehnsucht nicht aufgegeben haben. In ihrem Leben haben sie viel Beklagenswertes erfahren müssen: Kriege, Krankheiten, soziale Ungerechtigkeiten ihrer Zeit. Und doch sind sie voller Vertrauen: *Gott wird uns ein Hoffnungszeichen für die Zukunft der Menschen geben. Spätestens am Ende unseres Lebens.*



Bild: Walter Habdank

Als Simeon das Kind Jesus in seine Arme nimmt, geht ihm das Herz auf. Er spürt, dass in diesem Kind etwas Besonderes für Israel und die Welt geschehen wird. Es wird ein Lichtblick für die Menschen sein. So wagt er einen Blick in die Zukunft und singt sein Abschiedslied.

***„Nun lässt du Herr, deinen Knecht in Frieden scheiden.
Denn meine Augen haben das Heil gesehen,
ein Licht, das alle Menschen der Erde erleuchtet.“***

Und auch Hanna, die Witwe erkennt, dass mit diesem kleinen Kind etwas Erlösendes, Befreiendes in die Welt mit all ihren Dunkelheiten kommen wird.

Die beiden Alten sehen tiefer. Sie erkennen in dem kleinen Kind, was den Eltern noch verborgen ist.

Sie sehen das ganze Leben, sein Auf und Ab, seine Schmerzen und Freuden. Am Ende aber sehen sie, dass alles gut wird.

Simeon und Hanna sind ein Schatz! Sie machen Mut, überall, mitten im Alltag, tiefer zu sehen und die Samenkörner des Guten zu entdecken: in unseren Kindern, in vielen Begegnungen, im Menschen neben uns. **Sie haben ein Gespür dafür, dass Gott sich im Kleinen und Einfachen zeigt.** Sie sehen, dass Heil und Segen aufgehen können, ohne dass schon alles da wäre. **Mit Gott rechnen im Leben, diese Haltung können wir von Simeon und Hanna lernen.**

Am Lichtmesstag werden alle Kerzen gesegnet, die übers Jahr gebraucht werden.



Wo immer wir ein Licht anzünden oder brennen sehen, können wir auch unsere Hoffnung damit verbinden und beten:

*Guter Gott,
lass dein Licht aufgehen,
wo es dunkel ist und Verzweiflung droht.
Dort lass dein Angesicht leuchten,
dass unsere Gesichter strahlen. Amen.*



Gott segne und behüte Sie !

Mit herzlichen Grüßen

Ihre *Adelheid Lappy*
Katholische Seelsorge

Sie finden die Vorlage auch in unserem internen Bereich!

Impressum:

Erzb. Ordinariat München
4.2.4 Abt. Seniorenpastoral
Schrammerstr. 3/IV
80333 München
Tel.: 089/2137-74300; -74301

E-Mail: Seniorenpastoral@eomuc.de
www.erzbistum-muenchen.de/seniorenpastoral
Adelheid Widmann, Paul März,
Inge Reschauer, Dr. Maria Kotulek

©2023